

Der Detektiv

Kriminalerzählungen

von

Walther Kabel.



Band 8:

Die Jagd auf einen Namen.

Начdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1920 by Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin.



Kommerzienrat Kammler, der Beauftragte der Wettgänger Harald Harsts, war soeben gegangen und hatte noch zum Abschied uns von der Tür aus zugerufen: „Viel Glück! An diesem Nemo haben sich bisher alle vergeblich versucht. Wollen sehen, ob der große Harst mehr kann als die Kriminalbeamten und die meisten Privatdetektive Berlins!“

Kammler hatte es wirklich diesmal sehr eilig gehabt, uns die neue Aufgabe zu übermitteln und sie uns — sie lautete: Wer ist der sogenannte Einbrecherkönig Andreas Nemo? — mit einem triumphierenden Schmunzeln, jedes einzelne Wort betonend, mitgeteilt.

Harald Harst schaute Kammler nach und dann zum Fenster hinaus. Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen. Ein prachtvoller Maitag neigte sich seinem Ende zu. Und Harst sagte träumerisch: „Berlin enthält mehr Geheimnisse, als die Uneingeweihten auch nur im entferntesten ahnen. Der solide Bürger liest wohl mal in der Zeitung eine seltsame Begebenheit, zerbricht sich darüber aber nicht weiter den Kopf. Ich glaube, auch Sie, lieber Schraut, werden sich kaum besinnen, daß vor etwa vier Wochen der geheimnisvolle Andreas Nemo — Nemo heißt ja auf deutsch niemand! — abermals in den Spalten der Tageszeitungen drei Tage lang in kurzen Notizen herumspukte —“

„Allerdings — darauf besinne ich mich nicht, Herr Harst. Aber —“

„Nun, aber —“

„Ja — das hängt mit jener Zeit zusammen, als ich noch den Namen Komiker-Maxe hatte und — und Taschendieb und nicht wie jetzt Ihr Privatsekretär und Gehilfe war.“

„Ah — Sie wollen andeuten, daß Sie damals gelegentlich über den Einbrecherkönig, den bisher niemand zu Gesicht bekommen hat und der doch fraglos existiert, Näheres gehört haben. — Erzählen Sie.“

„Diel ist's leider nicht. — Wir von der Junft verkehrten damals in einem Kellerlokal in der Huttenstraße in Moabit. Es hieß „Zur Mutter Schmidt“. Im Hinterzimmer, an dem stets eine Papptafel „Reserviert“ hing, tagte jeden Abend ein Gesangsverein „Kleine Harmonie“, dessen Mitglieder sämtlich „Schwere Jungen“, Geldschrannknacker zumeist, waren. Die Kleine Harmonie habe ich nun einmal absichtlich beaufacht. Es war eine gefährliche Sache, aber ich riskierte es, denn ein paar von der Junft hatten mich durch ihre Andeutungen über die Vereinsgebräuche der Kleinen Harmonie sehr neugierig gemacht. — Ich muß nun zunächst das Lokal zur Mutter Schmidt näher schildern. Ein richtiges Kellerlokal ist's nicht. Es liegt fast zu ebener Erde. Man geht nur zwei Stufen hinunter. Die Küche und die Kellerräume liegen jedenfalls unter den drei Schänkräumen, und der Speisenaufzug ging an der Wand des stets reservierten Zimmers in Gestalt eines quadratischen Schachtes vorüber. — So, nun will ich mich kürzer fassen. Es gelang mir, von diesem Schacht aus ein Loch durch die nur einen Stein starke Wand herzustellen. Es mündete unter einem imitierten, hohlen Wildeberkopf aus Gips. Wenn ich diesen Kopf mit einem durch das Loch gesteckten Stäbchen etwas von der Wand abhob und ihn in dieser Lage festklemmte, bildete der hohle Schädel eine Art Schallfänger, so daß ich so ziemlich jedes Wort verstehen konnte, was die Harmoniker sprachen. Zwei Nächte habe ich in dem Schacht dann zugebracht, nachdem ich den Aufzug gründlich außer Betrieb gesetzt hatte, worüber Mutter Schmidt — sie heißt wirklich so, die Wirtin, und ist eine Witwe von etwa 50 Jahren — mächtig schimpfte, ohne zu ahnen, wer und weshalb man ihr den Streich gespielt hatte. Ich bekam so recht seltsame und abenteuerliche Dinge zu hören. Zunächst merkte ich bald, daß die Kleine Harmonie nichts anderes war als ein Geheimbund von Verbrechern mit sehr strengen Satzungen. Verrat wurde mit dem Tode bedroht. Die Beute wurde stets unter die 31 Mitglieder geteilt. Dafür mußten aber auch alle gleichmäßig mithelfen, ein „neues Ding zu drehen“, die Sache auszubaldowern, Schmiere zu stehen

und so weiter. — Ich sagte 31 Mitglieder. Das 32. kannte offenbar keiner der anderen persönlich.“

„Aha — Andreas Nemo natürlich!“ warf Harst ein.

„Ja — so nannten sie ihn, auch wohl Treff-As, aber meistens sagten sie nur „Er“. — Ich konnte dann aus ihren Reden entnehmen, daß dieser Nemo das strenge, allwissende und allweise Oberhaupt des Bundes war und daß, wenn er sich mal persönlich zeigte, dies stets in einer anderen Verkleidung geschah, so daß niemand ihn je in seiner wahren Gestalt gesehen hatte. Selbst als Frauensperson ist er zuweilen zu den Vereinsabenden erschienen und immer nur ganz kurze Zeit geblieben, um die Befehle für eine neue Sache auszugeben. — Sie wissen ja, Herr Harst, daß die Kriminalpolizei dann eines Nachts die ganze Kleine Harmonie vor etwa zwei Jahren hinter Schloß und Riegel brachte — nur „Ihn“ nicht, und daß wohl sämtliche Mitglieder noch heute in verschiedenen Zuchthäusern sitzen dürften. Bei der Gerichtsverhandlung damals tauchten ja auch die Namen Einbrecherkönig und Andreas Nemo zum ersten Mal auf.“

Harst erhob sich plötzlich aus seinem Schreibstisch und ging mit einem „Einen Augenblick, lieber Schraut“ in seine Bibliothek hinüber, kehrte dann mit einem Stoß sorgfältig geordneter Zeitungen zurück.

„Helfen Sie mir die betreffenden Nummern von etwa vor einem Monat suchen,“ meinte er.

Wir hatten die drei Zeitungen bald gefunden.

Harst las vor. „Nummer eins — vom 12. April.

„Die Geldschrankeinbrüche mehren sich wieder geradezu erschreckend. Es scheint fast, als wäre jene Zeit wieder aufgelebt, als noch die Bande des noch immer unentdeckt gebliebenen Einbrecherkönigs, der sich selbst mal seinen Genossen gegenüber Andreas Nemo genannt hatte — Andreas Niemand —, Berlin unsicher machte.“

„Nummer zwei — vom 13. April. — Abermals ein schwerer Einbruch. Mit welcher Geduld müssen wohl diese Geldschrankeinbrecher ihre Vorbereitungen getroffen haben, um mitten in einem der belebtesten Viertel — und so weiter — und so weiter. — Dieses Meisterstück modernen Verbrechertums erinnert nur zu sehr an die Taten des in den Mantel undurchdringlichsten Geheimnisses gehüllten Andreas Nemo —“

„Nummer drei — vom 14. April. — Entweder ein schlechter Witz oder — Nun, unsere Leser mögen selbst entscheiden. Heute morgen erhielten wir folgenden Brief. — „Mit Interesse habe ich gestern und vorgestern in Ihrem werten Blatt die Notizen über Andreas Nemo gelesen. Ich bin vielleicht der einzige Mensch, der ihn je in seiner wahren Gestalt gesehen hat. Für 10 000 Mark will ich Ihnen nähere Angaben liefern. Nur muß Ihr Chefredakteur mir ehrenwörtlich versprechen, niemandem, sei es, wer es sei, irgendwelchen Aufschluß über meine Person zu geben. Rücken Sie in Ihr Blatt unter „Nemo“ im lokalen Teil eine zustimmende Erklärung ein, falls Sie auf mein Angebot eingehen wollen, das doch für Sie eine glänzende Reklame sein wird. Finde ich diese Notiz, so hören Sie mehr von mir.“

Dieses mit Maschine gefertigte Schreiben halten wir nun für einen schlaun ersonnenen Schwindel und werden es deshalb nicht weiter beachten. Sollte einer unserer Leser anderer Meinung sein und die 10 000 Mark opfern wollen, so mag er sich schriftlich oder persönlich bei uns melden.“

Harst legte diese Zeitungsnummer zu den anderen zurück und sagte: „Da das Blatt dieses anonyme Schreiben nie mehr erwähnt hat, dürfte keiner der Leser 10 000 Mark übrig gehabt haben. — Nun — wir wissen jetzt jedenfalls — hauptsächlich durch Sie, lieber Schraut, — über Nemo doch schon so einiges, denn in der damaligen Verhandlung gegen die Kleine Harmonie haben die Angeklagten zum Beispiel verschwiegen, daß „Er“ verkleidet zu den Vereinsitzungen erschienen wäre und haben behauptet, die Befehle ihres Oberhauptes stets schriftlich empfangen zu haben. Ich arbeitete zu jener Zeit bereits als Assessor auf der Staatsanwaltschaft und entsinne mich auf verschiedene Einzelheiten noch sehr gut, so auch darauf, daß die Angeklagten übereinstimmend angaben, daß dieser Nemo fast regelmäßig bei schwierigen Einbrüchen persönlich für Minuten auftauchte, sehr klug durchdachte neue Anordnungen traf und wieder verschwand.“

„Ja — ja,“ nickte ich — und es war meine ehrliche Ueberzeugung — „dieser Mensch muß in seiner Art ein Genie sein.“

Harst durchmaß jetzt sein Arbeitszimmer mit langsamen Schritten.

Dann machte er halt. „Schraut, wir jagen diesmal einem Namen nach. Es wird eine schwere Arbeit werden.“

Kammler tat so siegesgewiß. Er hofft, daß ich diese Aufgabe nicht bewältigen und so die Wette verlieren werde. Na — warten wir ab.“

Nach Tisch klebte ich mir einen blonden Bart vor, setzte eine Scheitelperücke auf meine Billardkugel von Kopf und — fuhr nach der Huttenstraße. Ich wollte doch nicht faulenzten, wenn mein Brotherr arbeitete.

Seit fast zwei Jahren war ich nicht in dieser Gegend gewesen. Ich wußte nicht, ob „Mutter Schmidt“ noch lebte. — Nun — das Schanklokal war verschwunden. In den Räumen befand sich jetzt ein Obstladen. — Schade! Ich hätte so gern Mutter Schmidt gesprochen. Vielleicht — vielleicht hatte sie inzwischen was Neues über Andreas Nemo gehört. Ich brauchte ja mit — Bestechungsgeldern als Gehilfe eines mehrfachen Millionärs nicht sparsam umzugehen.

Ich wollte schon umkehren, als ich auf den Gedanken kam, doch einmal bei dem Obsthändler anzuklingeln und nach Mutter Schmidts Verbleib mich zu erkundigen. So erfuhr ich, daß sie — gestorben war und zwar sehr bald nach der Aushebung der Kleinen Harmonie durch die Kriminalpolizei. Ich blieb bei dem Obsthändler eine gute Stunde. Dann wanderte ich ein weites Stück des Weges zu Fuß heim. Die Nacht war so mild, und ich hatte ja in den letzten Tagen als „gelähmter Schrammel“ so gut wie gar keine Bewegung gehabt. Gegen halb zwölf langte ich in der Blücherstraße vor unserem Hause an. Bei Harst brannte in der Bibliothek noch Licht. Die Fenster standen halb offen. Er spielte Klavier — mit ganz leisem Anschlag. Ich lauschte eine Weile. Natürlich wieder Wagner. Er liebt diesen Meister über alles — Motive aus dem Fliegenden Holländer waren's. Das Dämonische dieser Musik kam trotz des halben Anschlags voll zum Ausdruck.

Ich pfiff dann leise unter seinen Fenstern unser vereinbartes Signal. Er kam und rief mir zu: „Ah — auch schon da? — Ich habe Sie erwartet, Schraut. Sie sind wohl zu Fuß von der Huttenstraße bis hierher gegangen?“

Huttenstraße? — Er wußte, wo ich gewesen! Also hatte er ebenfalls Mutter Schmidt besuchen wollen.

In seiner Bibliothek setzte ich mich dann in einen der weichen, tiefen Klubsessel. Er nahm wieder an dem Stuhlfüßel Platz. Sentas Liebeslied aus dem Fliegenden Holländer

umrauschte mich. Und meine Geruchsnerven spürten den süßlichen Rauch von Harsts Spezialzigarette. Mirakulum trotz der offenen Fenster.

„Ich habe zwölf Mark für Autos ausgegeben,“ sagte er plötzlich, ohne sein Spiel zu unterbrechen. „Aber ich habe dafür auch die tote Mutter Schmidt gefunden, wenigstens ihr neues Lokal. Sie selbst war nicht anwesend. Die Weiße war gut, und das Eisbein vorzüglich.“

Ich hätte mir als Harsts Mitarbeiter das Wundern längst abgewöhnt haben müssen. Aber — daß er die tote Mutter Schmidt lebendig werden ließ, war mir doch zu viel.

„Ich glaube, daß sie nicht anwesend war,“ lachte ich. „Sie müßte denn gerade als Geist auftreten. Sie meinen natürlich, Sie haben ein Lokal mit demselben Namen — Zur Mutter Schmidt — gefunden.“

Er drehte sich nach mir um. Seine Miene war ernst, bedeutungschwer. „Lieber Schraut,“ sagte er ganz leise, „sie ist nicht tot, sie lebt tatsächlich. Und weil sie lebt und doch gestorben sein will, dürfte es angebracht sein, ihr einige Beachtung zu schenken.“

Man wird es begreifen, daß ich durch diese letzten Sätze jäh aus meiner bis dahin noch recht harmlos-gemüthlichen Stimmung herausgerissen wurde. Und ich hatte auch schon den Mund halb zu der naheliegenden Frage aufgetan, auf welche Weise Harst diese geradezu ungeheuerliche Tatsache, daß die Schmidt absichtlich ihr Ableben mit allem Drum und Dran vorgetäuscht hätte, festgestellt haben könnte, als er schon aufstand, sich neben mich setzte und halblaut fortfuhr:

„Lieber Schraut, Sie begehen bei Ihren Nachforschungen noch immer ganz elementare Fehler, Sie sind noch zu sehr Anfänger geblieben, obwohl Sie doch nun mit mir zusammen bereits drei Probleme gelöst haben, die immerhin einige Schwierigkeiten und daher genügend Gelegenheit zum Lernen boten. — Sie wissen, ich hasse überflüssige Worte. Unsere Papierfabriken würden zur Hälfte pleite gehen, wenn alle die Feder führenden Leute sich daran gewöhnen wollten, Selbstverständliches fortzulassen und das Publikum zu zwingen beim Lesen ein wenig zu denken. Ich könnte zum Beispiel beginnen: Als ich in der Huttenstraße aus dem Hause kam, in dem der Besitzer jenes Gebäudes wohnt, das einst das Lo-

kal Zur Mutter Schmidt beherbergte, erblickte ich meinen treuen, fleißigen Mitarbeiter Max Schraut, der mit enttäuschem Gesicht das Schild des Obstladens musterte — und so weiter. — Die Hälfte dieser Sätze ist überflüssig. — Also zunächst: Wenn man sich nach einem früheren Hausbewohner erkundigen will, so darf man's nie bei jemandem tun, der, wie der Obsthändler, nur zugezogen ist und daher kaum über frühere Einwohner Bescheid wissen dürfte. — Deshalb ging ich zum Hausbesitzer, der gerade gegenüber wohnt. Er erklärte, Frau Schmidt hätte ihre Kneipe sofort nach der damaligen Razzia auf die Kleine Harmonie geschlossen, das Lokal gekündigt, die Restmiete bezahlt und anderswo sich niedergelassen. Wo, wüßte er nicht. Wenn ich mich aber für die Frau interessierte, sollte ich nur nach Nr. 6 gehen und dort bei der alten Gesanglehrerin Hermine Mallinger mein Glück versuchen. — Nr. 6 ist bekanntlich das Haus, in dem Mutter Schmidt vier Jahre lang gewohnt hat. — Uebrigens — dort in dem Likörschrank steht noch eine angebrauchte Flasche Bordeaux. Bitte — stärken wir uns.“

Er trank mir dann mit den Worten: „Auf guten Erfolg bei der Jagd nach dem Namen!“ zu und fuhr fort: „Als Sie kaum in der Privatwohnung des Obsthändlers verschwunden waren, läutete ich drei Treppen höher trotz der späten Stunde bei der Mallinger an. Eine Walkürengestalt mit schneeweißem Haar empfing mich. Ihre Dohge, der beste Schutz für alleinstehende Frauen, schloß schnell Freundschaft mit mir. Ich erzählte der Gesanglehrerin eine schnell ersonnene Geschichte von meiner ältesten Tochter, die durchaus zur Bühne gehen und Opernsängerin werden wollte. Die Mallinger möchte doch ihre Stimme prüfen, bat ich und legte als Anzahlung zwanzig Mark vor sie hin. Meine Tochter wäre zur Zeit verreist, würde aber in etwa fünf Tagen sich hier melden. — Wir kamen ins Plaudern. Und nach zehn Minuten hatte ich sie glücklich auf das Thema gebracht. Doch — sie war sehr vorsichtig, obwohl ich merkte, daß sie gern einmal jemandem ihr Herz ausgeschüttet hätte. Ich hatte mich ihr als Witwer und Inhaber eines gut gehenden Schreibwarengeschäfts aus Pankow vorgestellt, der nur abends freie Zeit und der Sehnsucht nach einer etwas künstlerisch veranlagten, reiferen Lebensgefährtin hätte. Meine Verkleidung entsprach ja äußerlich diesen Angaben. — Ich tat, als besänne

ich mich dunkel auf den damaligen Prozeß gegen den Einbrecherverein, zeigte nur geringes Interesse für Einzelheiten und erreichte gerade dadurch, daß die Mallinger mir einen Beweis ihrer schnell erwachten Zuneigung, die wohl dem gut-situierten Witwer galt, geben wollte. Unter dem Siegel allertiefster Verschwiegenheit — keine Seele wußte bisher etwas davon! — erzählte sie mir, daß die Schmidt häufiger bei ihr gewesen wäre und daß sie den Eindruck gewonnen hätte, die Kneipwirtin wäre weit über das landläufige Maß einer Berliner Kaschemmenwirtin hinaus gebildet. — Ueberhaupt, sie war eine merkwürdige Frau, sagte die Mallinger ungefähr. Sie hatte so allerlei Gewohnheiten, die sie zum Original besonderer Art stempelten! — Nun, was die Mallinger dann an Eigentümlichkeiten aufzählte, kann ich mir schenken. — So † und jetzt zur Hauptsache. — Der Hausbesitzer, erklärte die Mallinger in geheimnisvollem Flüsterton, hat Ihnen nicht alles über den Fortzug der Schmidt berichtet, was er weiß. Sie ist nämlich hier im Hause noch gestorben, ganz plötzlich. Drewki, ihr Vertrauter, ein buckliger, sehr geriebener Mensch, kam eines Abends zu mir und meldete mir ihr unerwartetes Hinscheiden infolge eines Schlaganfalls. Sie läge bereits im Sarg, und morgen früh würde dieser schon nach der Friedhofskapelle gebracht. — Die Kunde erregte sofort bei mir allerlei Zweifel. Sie sollte mittags gestorben sein?! Weshalb hatte Drewki mir dies nicht sofort mitgeteilt?! — Nun, mich ging die Sache nichts an. Aber — bei einem Gespräch mit dem Hausbesitzer merkte ich, daß auch er diesen Todesfall nicht für ganz harmlos hielt. Er schwieg wohl nur, um keine Scherereien zu haben. — Die Schmidt wurde begraben. Sehr anständig und mit viel Blumen. Ich folgte auch. Es waren einige dreißig Leute auf dem Kirchhof, meist frühere Gäste von ihr; Verwandte gar nicht. — Andernhalb Jahre vergingen. Da — es war im Januar — begegnete ich auf dem Stadtbahnhof Schöneberg oben auf dem Bahnsteig einer mittelgroßen, rundlichen, einfach gekleideten Frau, bei deren Anblick ich wie vor einem Gespenst zurückfuhr. Mit Recht — denn diese Frau war — Mutter Schmidt, nur mit brandrotem Haar jetzt und mit dicker getuschelten Augenbrauen. Früher war das Haar grau gewesen. Nachdem ich mich von meinem ersten Schreck erholt hatte, entschloß ich mich, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich blieb also

hinter ihr, stieg Wilmersdorf-Friedenau gleichfalls aus, benutzte dieselbe Elektrische, aber Anhänger, und gelangte so schließlich nach der Berliner Straße in Wilmersdorf unweit des Rathauses, wo die Frau dann in einem Kellerlokal eines alten, schmalen Hauses verschwand. Und über dem Eingang dieser Kaskemme stand: O. W. Schmidt's Speisewirtschaft. — Mutter Schmidt hatte nun Olga Wilhelmine mit Vornamen geheißt! — Mein Verdacht, die Tote lebe noch, erhielt durch dieses O. W. neue Nahrung. Ich bin eine sehr resolute Person trotz meiner Künstlerschaft. Daher hatte ich nach drei weiteren Abenden, die ich dort in der Berliner Straße zum Patrouillieren vor dem betreffenden Hause benutzte, festgestellt daß es sich ohne Zweifel um die frühere Mutter Schmidt handelte, die jetzt hier am Ende des bebauten Straßenzuges unweit des großen Gemeindekirchhofs sich abermals etabliert hatte. Zweimal sah ich sie damals. Ihr Gang ist unwerkennbar. Auch ihre Kopfhaltung. Ich konnte mich nicht täuschen. — Was sollte ich tun? Ich habe lange hin und her überlegt. Dann entschied ich mich fürs Schweigen. Wozu sollte ich der Schmidt Ungelegenheiten bereiten? Sie hatte mir manche Gefälligkeit erwiesen, mir viele Schülerinnen besorgt und mir noch mehr gute Bissen zugesteckt. Und — vor der Polizei habe ich ein Grauen! Ich hätte sicher viele Vernehmungen gehabt und nur Zeit und meine behagliche Ruhe eingebüßt! — So, Schraut, das sind die Erfolge meiner Erkundigungen nach Mutter Schmidt. Sie sind etwas reichhaltiger als die Ihrigen. Ja — man muß eben nur an der richtigen Tür anklopfen! — Von der Huttenstraße fuhr ich zunächst nach dem Redaktionsgebäude des Berliner Kuriers. Weshalb, können Sie sich wohl denken.“

„hm — vielleicht des Briefes wegen, in dem der Unbekannte sich für 10 000 Mark erbot —“

„Ganz recht!“ unterbrach Harst mich. „Der Brief war jedoch längst vernichtet und Neues über die Sache auch nicht zu erfahren. Dann besuchte ich die Speisewirtschaft von O. W. Schmidt, Berliner Straße 82,“ erklärte Harald Harst weiter, nachdem er unsere Weingläser frisch gefüllt hatte. „Die Inhaberin saß hinter dem Schenktisch und strickte. Es waren nur zwei Leute außer mir in der Kneipe, die einen sehr sauberen Eindruck macht. Ein kleiner, magerer Buckliger bediente mich — natürlich Drewki. Ich hörte hinter einer Tür

rechts vom Büfett das Rollen von Kegelkugeln. Es war also eine Kegelbahn da. Aber — seltsam! — die Wirtin wies weder draußen am Eingang noch hier unten irgendwie durch eine Tafel darauf hin. Ich fragte den Buckligen: „Sie haben eine Kegelbahn? — Ist sie noch für einen Abend frei?“ — „Bedaure — alle Abende sind besetzt,“ erwiderte er maulfaul. — Nachdem ich mein Eisbein vertilgt hatte, schob ich ab, zufrieden mit dem Erreichten. — So, und nun kommen Sie an die Reihe. — Vorher: Prosit!“

Ich kam an die Reihe! — Ich verstand. Jetzt sollte ich nämlich Harsts Ermittlungen in Beziehung zu unserem neuesten „Fall“ bringen — zu dem Namen, dessen Inhaber niemand kannte. — Inzwischen hatte ich mir bereits „eine Theorie“ zurechtgelegt. Und daher antwortete ich ohne Zögern und in der Ueberzeugung, das Richtige getroffen zu haben: „Sie vermuten, daß die Schmidt keine Frau, sondern ein Mann ist — unser Mann! Andreas Nemo erschien ja auch zuweilen zu den Vereinsitzungen der Kleinen Harmonie als Weib verkleidet.“

„Nicht übel! Auch ich habe an diese Möglichkeit gedacht, lieber Schraut. Aber ich habe sie auch ebenso schnell wieder als unhaltbar verworfen. Die Kriminalpolizei wird doch fraglos Mutter Schmidt so scharf auf die Finger gesehen haben als der Gönnerin der bei ihr tagenden „schweren Jungen“, daß ein solches Auftreten als doppelte Persönlichkeit ausgeschlossen ist — besonders noch als Mann außerdem: die Mallinger hat mir gegenüber betont, welch weiches, zartes Organ und wie kleine Frauenhände die Mutter Schmidt gehabt hätte. Ich sagte zu ihr wie im Scherz: „Vielleicht haben Sie mit einem verkleideten Kerl verkehrt, Fräulein Mallinger,“ und da lachte sie und meinte: „Ich als frühere Altistin am Rostöcker Theater werde doch wohl Spreu vom Weizen zu scheiden wissen! Nein — eine Frau war's schon, nur eine mit einem Haufen Eigentümlichkeiten.“

Harst gähnte jetzt sehr zwanglos. Das war für mich das Signal zum Verschwinden. Wir sagten uns gute Nacht, und ich ging in meine Wohnung hinüber.

Als ich dann um 11 Uhr vormittags gerade beim Frühstück als ich dann um elf Uhr vormittags gerade beim Frühstück die Morgenzeitung durchsah, trat Harst sehr hastig ein. „Tag, Schraut. Wir werden gleich Besuch bekommen. Ich bin nicht

zu Hause. Sie empfangen für mich und lassen sich erzählen, was die Dame wünscht. Und den zweiten Besucher hören Sie dann in Gegenwart der Dame an.“ — Er blieb in meiner Wohnung. Ich aber ging in den Flur und wartete auf das Anschlagen der Glocke, führte die Dame dann in Harsts Arbeitszimmer.

„Herr Harst ist verreist,“ sagte ich zu der bis zur Unkenntlichkeit Verschleierten. „Ich bin sein Privatsekretär und Vertauter und bitte mir ohne Scheu mitzuteilen, was Sie auf dem Herzen haben, falls es sich nicht gerade um eine rein persönliche Angelegenheit handelt.“

Die Dame war mit jener unaufdringlichen Eleganz gekleidet, die stets das Zeichen eines verfeinerten Geschmacks und zumeist auch das besserer Herkunft ist. Sie mußte der Figur nach noch jung sein. Auch ihre Bewegungen verrieten dies und nicht minder ihre Stimme, obwohl alles, was sie sprach, sehr ängstlich und zögernd herauskam.

Sie war offenbar sehr enttäuscht, Harst nicht selbst ihr Anliegen vortragen zu können, wurde dann aber in dieser Beziehung durch meine Versicherung beruhigt, ich würde ihn umgehend schriftlich benachrichtigen.

„Ich kenne die originelle Geschichte der Wette im Universum-Klub aus den Zeitungen,“ hatte sie das Gespräch eröffnet.

„Mein Name tut nichts zur Sache. Ich habe verschiedene Gründe, ihn zu verschweigen. Nur wenn Herr Harst darauf bestehen sollte, daß ich ihn nenne, werde ich ihm allein anvertrauen, wer ich bin. — Ich will mich kurz fassen. Ich habe einen Bekannten —“ Sie unterbrach sich, fragte hastig: „Ist jemand dort im Nebenzimmer? Mir war's, als hörte ich ein leises Geräusch.“ — „Es ist niemand dort, meine Gnädige. Aber zu Ihrer Beruhigung kann ich ja nachsehen.“ Ich betrat die Bibliothek. Links neben der Tür stand Harst, legte den Zeigefinger auf die Lippen und nickte mir mit einem so merkwürdigen Gesichtsausdruck zu, daß ich sofort ahnte, welche Bedeutung er diesem Besuch beimaß, denn — er hatte gleichzeitig die linke Hand erhoben und sie ganz schmal gemacht, ganz klein. Und — die Dame hatte auffallend kleine Hände.

„Wir brauchen keinen Lauscher zu fürchten, meine Gnädige,“ erklärte ich und setzte mich wieder. — Sie fuhr trotz-

dem mit leiserer Stimme fort, indem sie ängstlich nach dem türkischen Vorhang blickte, der die Bibliothek von dem Arbeitszimmer trennte.

„Dieser Bekannte ist ein junger Bildhauer. Er wohnt in Charlottenburg in der Hepkingstraße am Bahnhof in einem Atelier. Er heißt — Erwin Bruckner. Seit acht Tagen ist er spurlos — verschwunden.“ Ich merkte — sie kämpfte mit Tränen. Bruckner war ihr daher wohl mehr als nur ein Bekannter.

„Ja — spurlos verschwunden, Herr Schraut. — Seine Aufwärterin hat mir nun sehr originelle Nebenumstände mitgeteilt, die dieses Verschwinden in ein besonderes Licht rücken. Ich möchte noch betonen, daß, falls Bruckner nur verreist wäre, er mir dies vorher unbedingt gesagt hätte. — Seine Aufwärterin ist eine brave Frau namens Mixel. Sie hat mir versprochen, meinen Namen zu verschweigen, falls Herr Harst sie persönlich noch ausfragen würde. Ich halte dies aber nicht für notwendig. Ich kann alles wortgetreu wiedergeben, was die Mixel mir berichtet hat. Heute vor acht Tagen kam sie wie immer — sie hat einen eigenen Flurschlüssel — ins Atelier, fand im Wohnzimmer den Schlafdiwan nicht wie sonst mit Betten belegt und dann auf dem Schreibtisch im Atelier einen Zettel von Bruckners Hand: „Nicht etwa die Polizei benachrichtigen, falls ich länger ausbleibe.“ — Sie räumte wie immer auf und tat dies auch am nächsten Tage. Am dritten Morgen nach Bruckners Verschwinden wollte die Mixel, die eine Treppe tiefer noch eine Aufwarte- stelle im Hause hat wo sie von 8 bis 9 tätig ist, gerade nach oben ins Atelier gehen, als sie das ihr bekannte Klirren der Scheiben beim Schließen der Flurtür Bruckners hörte, die etwas lose sind und beim Schließen der Tür sich stets melden. Gleich darauf kam sehr eilig eine einfach gekleidete rothhaarige Frau die Treppe herunter, die beim Anblick der Mixel stuchte und dann noch hastiger das Haus verließ. Die Aufwärterin war leider nicht geistesgegenwärtig genug, die Frau anzuhalten oder ihr nachzulaufen. Nachher entdeckte sie dann — sonst war im Atelier alles unverändert — auf dem Schreibtisch einen neuen Zettel mit folgendem Inhalt: „Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht.“ — Dies sollte wohl heißen: „— etwa zehn Tage, falls nicht andere Nachricht von mir eintrifft.“ — Wenigstens deutete ich diesen De-

peschenstiel so. — Ich habe beide Zettel mitgebracht. Der erste ist mit Tinte geschrieben, der zweite mit Bleistift, aber beide stammen von Erwin — von Bruckner.“ Sie entnahm die zusammengefalteten Zettel ihrem Handtäschchen und reichte sie mir. „Seitdem hat sich nichts mehr ereignet. Aber gerade dies ängstigt mich. Bruckner hätte mich niemals so lange ohne eine Mitteilung gelassen — niemals! Er weiß, daß ich mich um ihn sorgen würde. Und — die fremde, rot-haarige Frau, — was hatte die in seiner Wohnung zu suchen? Woher hatte sie den Schlüssel? — Ach — ich fürchte ja nur zu sehr, daß hier —“ Jetzt konnte sie die Tränen nicht länger zurückhalten.

Ich trat an das Fenster und ließ ihr Zeit, sich wieder zu fassen. Da — klingelte es draußen. Ich ging öffnen, und — Harst stand vor mir, Harst in derselben Maske, die er als Michael Schrammels Diener benutzt hatte. Er mußte sich in seinem Schlafzimmer sehr schnell umgezogen und Bart und Perücke befestigt haben.

Nun begriff ich: er selbst war der zweite Besucher, den er mir angekündigt hatte.

Wir gingen ins Arbeitszimmer. Ich ahnte, was kommen würde.

Harst hatte sich als Rentier Friedrich Lehmann vorgestellt, saß nun so recht verschüchtert auf der Stuhlkante und stotterte: „Die Dame erlaubt wohl, daß ich erkläre, weshalb ich Herrn Harst sprechen wollte. Ich möchte ihm etwas über den — Einbrecherkönig, den sogenannten Andreas Nemo erzählen —“

Ich beobachtete unseren weiblichen Gast scharf. Aber — der Name Nemo ging spurlos an ihr vorüber.

„Der — der Nemo ist nämlich mit einer Frau Schmidt befreundet —,“ fuhr „Lehmann“ fort.

Ich beobachtete weiter. Wieder nichts! Die Dame vertet sich nicht.

Da gab Harst diese Probe aufs Exempel auf und ging direkt auf sein Ziel los.

„Diese Frau Schmidt ist jetzt hier,“ sagte er erhobenen Tones. „Sie sind's, meine Gnädige, — Sie, und ich — bin Harald Harst!“

Der Erfolg war ein sehr unerwarteter. Die Dame war

erst aufgesprungen und halb erschrocken einen Schritt zurückgetreten. Nun aber — erklang hinter dem vierfachen weißen Schleier ein harmloses, kurzes Auflachen hervor. Dann der Satz: „Das ist aber originell! Ich begreife nichts von alledem, Herr Harst —“

„Sie besitzen mehr Geistesgegenwart, als ich glaubte,“ meinte er gelassen. „Sie sind jene Frau, die unter dem Namen Schmidt allerlei lichtscheue Dinge treibt. Sie haben auffallend kleine, schmale Hände, eine sehr angenehme weiche Stimme, tragen den Kopf etwas nach links geneigt, begleiten Ihre Worte mit der Linken mit kurzen Gesten, haben eine Vorliebe für den Ausdruck originell — all das sind Kennzeichen der Schmidt, die wahrscheinlich im Auftrage eines anderen hierher gekommen ist und eine schlau erfundene Geschichte erzählt hat, nur um —“

Da — abermals das harmlose Auflachen. Und nun hob die Dame den Schleier. Darunter kam ein junges, liebrendes Gesicht zum Vorschein, dessen Besitzerin kaum die Zwanzig erreicht haben konnte.

Ich schaute schnell nach Harst hin. Der stand geradezu sprachlos da. Dann sagte er mit tiefer Verbeugung: „Dezeichnen Sie. Auch ein Harald Harst kann sich irren.“ —

Eine Viertelstunde darauf verließ Zenta Brizen uns. Sie hatte Harst sehr bald ihren Namen genannt.

Harst legte Bart und Perücke ab, wanderte langsam im Zimmer auf und ab. — Ein merkwürdiger Reinsfall, Schraut, nicht wahr?“ meinte er nach einer Weile. „Als ich Fräulein Brizen vom Fenster aus sah, wie sie so zögernd auf unser Haus zusteuerte und es von oben bis unten betrachtete, witterte ich sofort die Ratsuchende in ihr. Dann bemerkte ich die Kopfhaltung, die kleinen Händchen, und nachher sah und hörte ich noch das andere, da glaubte ich dann meiner Sache sicher zu sein, glaubte, daß die mir geradezu unerklärliche Unvorsichtigkeit Kammlers oder eines anderen der Wettgegner diesen Besuch herbeigeführt hätte.“ — Er nahm den Berliner Kurier vom Tisch. „Hier steht: „Die Millionenwette. — Wie wir zufällig in Erfahrung gebracht haben, soll Harald Harst als nächste Aufgabe die Person des geheimnisvollen Andreas Nemo ermitteln. Wir wünschen ihm viel Glück zu — und so weiter.“ — Bedenken Sie, Schraut, daß Kammler mir fest versprochen hatte, die Aufgaben sollten

fernerhin streng vertraulich behandelt werden, und Sie werden einsehen, daß ich heute morgen nach Durchsicht der Zeitung sofort nach der Redaktion fuhr und von dem betreffenden Redakteur Aufschluß darüber erbat, wie das Blatt von der neuen Aufgabe Kenntnis erlangt hätte. Er schützte Berufsgeheimnis vor. Ich hatte kaum etwas anderes erwartet. Dann war ich im Klub. In zehn Minuten hatte ich den Klubiener herausgefunden, der Kammler und zwei andere Mitglieder bei einem Gespräch über Nemo und mich belauscht und der sich von der Redaktion fünfzig Mark für die grobe Indiskretion hatte bezahlen lassen. Der Mann ist in Not. Seine Frau krank. Ich habe Verständnis für seine traurige Lage. Er bleibt im Klub.“ — „Und wieviel Geld haben Sie ihm noch geschenkt?“ fragte ich schnell. — „Das geht Sie nichts an, Schraut. Ich verbitte mir solche Fragen —“ — Aha — er wurde böse, weil er nicht wollte, daß ich sein gutes Herz von neuem pries. —

„Ich nahm also an,“ sprach er dann weiter, indem er am Fenster die beiden Zettel Bruckners betrachtete, „auch Nemo, den ich in wahren Einverständnis mit der mysteriösen Mutter Schmidt vermutete und auch noch jetzt vermute, hätte diese jüngste Notiz über die Millionenwette gelesen und die Schmidt hergeschickt, um durch sie feststellen zu lassen, ob wir schon „an der Arbeit“ wären und ob etwa die Erwähnung einer rothaarigen Frau durch diese Abgesandte bei mir ein besonderes Interesse für diese Frau hervorrufen würde. Fräulein Zenta Brigen bezeichnete ja die „Frau auf der Treppe“ als rothaarig und — einfach gekleidet. Dies genügte mir zu der verfehlten Schlußfolgerung, daß die Verschleierte uns nur ein Märchen aufband und lediglich herausbringen wollte, ob wir schon auf das Lokal in der Berliner Straße und seine Inhaberin aufmerksam geworden wären. — Ich habe mich diesmal gründlich verhauen, so gründlich wie noch nie, und Zenta Brigen hatte allen Grund zum Lachen, als ich die große Ueberführungsszene spielte, was ich ohne Schaden für uns tun zu können glaubte, da Nemo ja doch bereits durch die Zeitungsnotiz vor uns gewarnt ist.“

Er ließ sich in den Ledersessel am Fenster fallen und strich die beiden Zettel auf seinem Schenkel glatt. — „Wenn wir diesmal den verlangten Erfolg erzielen,“ sagte er nun mit jenem geistesabwesenden Gesichtsausdruck, der stets bewies,

daß seine Gedanken schwierige Pfade wandelten, „dann lege ich Ihnen fünfzig Mark monatlich zu, lieber Schraut. Ich fürchte aber, Sie werden diese fünfzig Mark nie sehen und ich — werde meine Million und meine Tagesberühmtheit durch einen Versager verlieren. Jetzt, wo dieser Mensch, der sich selbst als „Niemand“ bezeichnet hat, mich als Gegner kennt, wird er sich noch unsichtbarer machen, als er's schon vordem gewesen.“

Er holte seine goldene Zigarettenbox vom Schreibtisch und schob eine Mirakulum zwischen die Lippen. Als er das Streichholz anstrich, als dem Knistern des sich entzündenden Köpfchens die kleine Flamme folgte, rief er ganz unvermittelt: „Schraut — das Streichholz blühte eben auf und — gleichzeitig in mir ein Gedanke, der wert ist, nachgeprüft zu werden —“

Ich wußte schon, daß ich über diesen Geistesblitz jetzt nichts zu hören bekommen würde. So machte Harst es ja immer mit mir: Mitarbeiter war ich, aber nie Mitwisser — sondern stets nur — Späterwisser!

Und — so war's auch. — „Schraut, wir wollen mal jetzt schnell wiederholen, was wir über und von Zenta Brigen wissen,“ sagte er, bereits wieder in seiner bedächtigen, grüblerischen Art. „Vater Rentier, wohlhabend, Witwer, Fünfstimmerwohnung in der besten Gegend, Kalkreuthstraße 12. Zenta einziges Kind. Sie lernt bei Bekannten den Bildhauer, eine ganz unbekannte Größe in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen, kennen. Da der alte Herr sehr strenge Ansichten über Verkehr zwischen Jung und Jung hat, da er Zenta vor dem 25. Lebensjahr nicht heiraten lassen will und alle jungen Leute aus ihrer Nähe weggrault, so gehen mit Bruckner heimliche Stelldichens, folgen Liebeschwüre und so weiter. Dann verschwindet dieser Bruckner. Und nun — wird's interessant. Ich denke dabei sowohl an die rothaarige, fremde Frau als auch an die Zettel — an diese ganz besonders. Nehmen wir sie daher zuerst unter die Lupe — im vollsten Sinne des Wortes. Reichen Sie mir doch mal bitte mein Vergrößerungsglas. Nein — besser das kleine Mikroskop. Ich schneide jetzt aus den Wörtern des zweiten Zettels, den doch vermutlich die rothaarige Frau in das Atelier gebracht hat, einen einzelnen Buchstaben heraus und lege ihn unter das

Mikroskop. — Aha — kommen Sie her, Schraut. Was sehen Sie?“

„Daß in dieser fünfzigfachen Vergrößerung dieser Buchstabe N nicht aus glatten, in einem Schwünge hingeworfenen Schleifen, sondern aus Wellenlinien sich zusammensetzt. Mit-hin handelt es sich um eine Fälschung der Schrift Bruckners, allerdings um eine Fälschung, die nur durch diese Vergrößerung erkennbar wird.“

„So? Nur durch diese Vergrößerung?“ Harst stand dicht neben mir mit der Zigarette im Mundwinkel, die beim Sprechen auf und ab wippte. Er, der auf äußere Formen so sehr viel gab, ließ sich nur mir gegenüber zuweilen etwas gehen und erlaubte sich, die Zigarette zwischen den Lippen zu behalten, doch nur dann, wenn seine Gedanken durch seine über alles geliebte Detektivarbeit mit all ihren tausend Feinheiten restlos in Anspruch genommen waren.

Ich schaute ihn fragend an, nahm dann die beiden Zettel und besichtigte sie nochmals mit größter Sorgfalt, konnte aber nichts entdecken, was mit bloßem Auge darauf hingedeutet hätte, daß der zweite gefälscht war.

„Ich vermag wirklich nichts zu bemerken, woraus —“ Ich kam mit diesem zögernden Satz nicht zu Ende.

„Lieber Schraut,“ meinte Harst eifrig, „fällt Ihnen denn nicht auf, wie merkwürdig das Deutsch des zweiten, mit Bleistift geschriebenen Zettels ist? — Hatte der Fälscher dieses Zettels wirklich die Absicht, nebenbei noch einen sogenannten Depeschensstil vorzutäuschen? —: „Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht,“ steht hier. — Nun, — „etwa zehn“ ist doch reichlich unklar. Weshalb fügte er nicht wenigstens noch „Tage“ hinzu? Oder „Wochen“? — Na, Schraut, — haben Sie's nun herausgefunden?“

Leider mußte ich verneinend den Kopf schütteln. Da rief Harst: „Aber — aber, wie kann man nur! Ich habe Sie doch schon mit der Nase draufgestoßen! — Doch — als Lehrer soll man Geduld haben. Sie sollen ja von mir lernen. — Ich lese Ihnen also den Inhalt der Zettel ganz langsam vor. Nummer eins, der echte:

„Nicht etwa die Polizei benachrichtigen, falls ich länger ausbleibe.“

Nummer zwei, der gefälschte:

„Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht.“
— Na, Schraut?“

„Sie haben einen recht unbegabten Schüler, Herr Harst,“
sagte ich kläglich.

„Sollte ich denn wirklich eine ausgesprochene Begabung für derartige fast selbstverständliche Beobachtungen besitzen?! Woher habe ich sie geerbt? Mein Vater war Tischlermeister, dann Holzhändler und Millionär, und auch von Mutterseite her finden sich in meinem Stammbaum nur Bäcker, Fleischer und ein einziger Künstler — ein Haarkünstler, ein Friseur! — Gut denn. Die Sache ist folgende: Der Fälscher des zweiten Zettels kann als Vorlage für seine Schriftversuche nur den Zettel Nr. 1 zur Verfügung gehabt haben, denn — er hat fast sämtliche Wörter von Nr. 1, natürlich in anderer Reihenfolge zusammengestellt, da er sich eben nicht zutraute, andere Wörter ohne Vorlage genau genug nachahmen zu können. — Und zu diesem „zehn“ fand er in Polizei das notwendige 3. — Diese Wiederholung derselben Wörter sagte mir schon vor der Benutzung des Mikroskops, daß die Bleistift-Nachricht nicht von Bruckner stammte.“

Ich hatte ja bereits von Harsts Scharfsinn genügend Beweise erhalten. Aber diese verblüffend einfache Erklärung entlockte mir trotzdem ein begeistertes „Glänzend!“

„Na na, lieber Schraut, machen Sie mich nicht eitel. — Glänzend — das können Sie sagen, wenn wir den Herrn Andreas Nemo wirklich am Kragen haben, was vorläufig noch recht aussichtslos erscheint. — Doch nun weiter — Zunächst der Bildhauer. Wir wissen so gut wie nichts von ihm. Nur daß er eines Tages einen Zettel auf seinen Schreibtisch legte und dann verschwand. Der Zettel war sowohl für seine Aufwärterin Mizel als auch für Zenta Brizen bestimmt. Bruckner rechnete damit, daß seine heimlich Verlobte sich bei der Mizel nach ihm erkundigen würde. Er hat Zenta inzwischen keinerlei Nachricht gegeben. — Was geht aus alledem hervor? — Folgendes: er verließ damals sein Atelier mit dem Gedanken, daß er vielleicht gezwungen sein würde, längere Zeit die Mizel und seine Verlobte ohne Nachricht zu lassen; er verließ es aber auch zu einem offenbar etwas geheimnisvollen Zweck, über den er selbst Zenta Brizen nichts verraten konnte oder wollte. — Ueber diesen Zweck nachzugraben, ist unnötig. Wir wären da nur auf bloße Vermutungen

angewiesen. — So, und nun die rothhaarige Frau und die gefälschte Nachricht. Beide sind sehr bedeutungsvoll, erzählen uns einen kleinen Roman, der vielleicht tragisch endet oder — geendet hat. — Können Sie hier Ihre Phantasie etwas spielen lassen, Schraut? Sie haben doch nun begonnen, unsere kleinen Erlebnisse aufzuzeichnen — mit leidlichem Geschick. Ein Schriftsteller ohne Phantasie ist wie ein Wagen ohne Pferde. — Also — schießen Sie los.“

Diesmal war ich weniger begriffsstutzig. „Die Frau, die sich in das Atelier eingeschlichen hatte und den gefälschten Zettel hinlegte, kam in der Absicht, Bruckners Verschwinden noch eine Weile sozusagen zu bemänteln,“ begann ich mit ziemlicher Bestimmtheit. „Sie wußte also, daß der Bildhauer nicht in der Lage war, der Mikel oder seiner Braut eine Mittheilung zu senden. Bruckner ist also entweder irgendwo schwer erkrankt oder wird irgendwo gewaltsam zurückgehalten, falls er nicht gar — bereits tot ist.“

„Bravo, bravo, lieber Schraut! Ich hätte dies nicht besser machen können — tatsächlich! An uns wird es nun sein, diese drei Möglichkeiten: krank, gefangen oder tot, nachzuprüfen, genau so, wie wir feststellen müssen, ob hier etwa ein merkwürdiger Zufall mitspielt und die Rothhaarige vielleicht gar unsere Mutter Schmidt ist, schließlich noch, wie Zettel Nummer eins dieser Rothhaarigen oder deren Mitwisser zur Dornahme der Fälschung von Nr. 2 zugänglich geworden ist. Letzteres ist außerordentlich wichtig. Zenta Brigen hat uns erklärt, sie hätte Zettel Nr. 1 am dritten Tage nach Bruckners Verschwinden an sich genommen. Mithin hätte die — Mikel, die Aufwärterin, reichlich Zeit gehabt, anderen Leuten, von denen sie vielleicht bestochen war, den Zettel Nr. 1 zum Zwecke der Herstellung von Nr. 2 zu überlassen.“

„Aha — die Mikel! Der müssen wir —“

Harst schlug mir leicht auf die Schulter. „Aber bester Schraut, — schon wieder ein Fehler! Die letzten Sätze waren eine Falle für Sie! — Ich bitte Sie: Der Mikel als Aufwartefrau mit eigenem Schlüssel standen doch fraglos genug, Schriftproben Bruckners — Briefe, Notizen und so weiter — zur Verfügung, die sie den Fälschern hätte aushändigen können, so daß diese nicht nötig gehabt hätten, in Nr. 2 dieselben Wörter aus Nr. 1 nachzumalen! — Nein — die Mikel scheidet als mit im Komplott befindlich aus. Wir müssen sie

nur über die Rothhaarige näher ausfragen, was Zenta Brizen versäumt hat."

Er begann wieder im Zimmer mit gesenktem Kopf auf und ab zu gehen. — „Ein sehr unangenehmer Zwischenfall, dieser Verrat unserer jetzigen Aufgabe und deren Preisgabe an die Oeffentlichkeit," meinte er murmelnd. „Nun hätte ich mir das Angebot an den Menschen, der für 10 000 Mark Nemo-Gheimnisse ausplaudern wollte, schenken können.“ Er nahm den Berliner Kurier vom Schreibtisch. „Hier steht das, was ich soeben andeutete: 20 000 Mark verspricht ein Privatmann dem zu zahlen, der über den sog. Einbrecherkönig Andreas Nemo ihm nähere Angaben machen kann.“ — Ja, Schraut, Sie sehen, ich habe versucht, auf diese Weise mich mit dem Absender jenes an die Redaktion gerichteten Schreibmaschinen-Briefes in Verbindung zu setzen. Was hilft das jetzt alles, wo Nemo vor uns gewarnt sein dürfte?! Wir werden all unsere Erfindungsgabe nunmehr aufzubieten haben, um unsere Nachforschungen in ein tiefes Dunkel zu hüllen, sonst werden wir — Ah — ein Depeschenbote! Gehen Sie, nehmen Sie ihm die Depesche ab, Schraut.“

Es war nur ein Rohrpostbrief. In dem Umschlag, dessen Anschrift mit Maschine geschrieben war, steckte ein Zettel, auch mit Maschine geschrieben:

Herr Harst!

Ich rate Ihnen, sofort Ihre jetzige Aufgabe und Ihre Ermittlungen nach mir fallen zu lassen. Sollte ich merken, daß Sie Ihre Versuche, mich zu finden, fortsetzen, so haben Sie selbst an den Folgen schuld.

Andreas Nemo.

Harst hatte mir dies vorgelesen. „Eine Kampfansage, Schraut!" meinte er, und seine grauen Augen flammten auf. „herr Andreas Nemo, wenn Sie wüßten, daß ich Sie eigentlich schon entdeckt habe, würden Sie mir nicht so plump drohen!"

Ich war starr. — „— eigentlich schon entdeckt habe," hatte Harald Harst gesagt! Und — Redensarten machte er nie.

Ich wollte etwas fragen, wollte bitten, dieses „eigentlich —" mir zu erklären. Doch Harst rief schon: „Schraut, telefonieren Sie an Sanitätsrat Müller, unseren Hausarzt. Ich habe eine Lungenentzündung, bin schwer krank. Ich lege mich sofort ins Bett —"

Frau Harst, ebenso die alte, zuverlässige Köchin und Karl Maske wurden sogleich in die besondere Art dieser Erkrankung eingeweiht. Dann hielten wir Kriegsrat: Harst der Junge und ich. — Es war mehr ein Verteilen der Rollen bei dem nun folgenden ernstesten Kampf gegen — einen Namen. Harst wies Karl und mir unsere besonderen Aufträge zu. Es war ein Genuß, zuzuhören, wie er seine Hilfstruppen ins Gefecht beorderte.

Ich hatte gehofft, aus diesen seinen Befehlen entnehmen zu können, wer nun eigentlich unser Gegner wäre. Umsonst! Harsts Dispositionen ließen keine weitergehenden Schlüsse zu.

Nach einer Stunde erschien der Sanitätsrat, ein mittelgroßer Herr mit graumeliertem Bart und goldenem Kneifer auf der etwas verdächtig rot schimmernden Nase. Harst empfing ihn in meiner Gegenwart im Bett. — „Herr Sanitätsrat, ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser,“ sagte er. „Ich brauche Sie aber, um ungesehen, besser unerkannt, das Haus verlassen zu können, das fraglos scharf bewacht wird. Auf Ihre Verschwiegenheit kann man Wolkenkratzer bauen, bester Doktor. Das weiß ich —“

Ich mußte dann aus unserem „Theaterschrank“, wie Harst ihn nannte, alles Nötige herbeiholen. Harst zog Müllers Kleider an, setzte Zylinder auf und nahm dessen Kneifer und Rock, nachdem er sich von mir Bart, Perücke und die sonstige Maske hatte anlegen lassen, wobei auch Schminke verwendet wurde. Dann ging er zur Probe zu seiner Mutter nach oben, verabschiedete sich auch gleich von ihr und ließ sich von mir nun bis an die Pforte des Vorgartens begleiten. Dort spielte er den Sanitätsrat mit aller Würde, griff leicht an den Zylinder und schritt die Blücherstraße hinab.

Nach zwei Stunden kam ein Dienstmann mit einem großen Karton. Darin lagen Müllers Sachen. Und gleich darauf verließ ein zweiter Sanitätsrat das Haus, während der erste, der sich inzwischen (dies erzählte mir Harst später) in einem Kleiderladen neu ausgestattet hatte, bereits die Jagd auf den Namen eifrig betrieb.

Nun war es an mir, unbemerkt aus der Blücher Straße zu verschwinden. Ich ging in den Vorgarten und mähte den Rasen mit der Maschine. Dabei schaute ich scharf nach irgend welchen Leuten aus, die vielleicht als Spione in Betracht kamen. Dem Harstschen Grundstück gegenüber liegt ein Bau-

platz mit einem hohen Bretterzaun. Hinter diesem Zaun konnte sehr gut jemand verborgen sein — jemand, der im Auftrage Nemos handelte. — Ich entschloß mich dann, einen alten Trick anzuwenden. Ich machte mich ohne Verkleidung auf den Weg, fuhr mit der Straßenbahn bis zum Kaufhaus des Westens, ging hinein und schlüpfte in einen sofort nach oben surrenden Fahrstuhl, stieg im 2. Stock aus und eilte durch einen Seiteneingang wieder auf die Straße. Nun war ich sicher, daß niemand mehr hinter mir her sein konnte. Bei Wertheim in der Leipziger besorgte ich dann meine Einkäufe: Arbeiterbluse, billigen Anzug, Flanellhemd und so weiter. Auch eine Perücke und Bärte in verschiedener Farbe sowie einen billigen Koffer vergaß ich nicht. Als Umkleideraum diente mir eine Zelle des Waschrums des Potsdamer Bahnhofes. Als ich etwa um zwei Uhr nachmittags in der Berliner Straße in Wilmersdorf anlangte und mich nun in der Nähe der Speisewirtschaft der O. W. Schmidt nach einer Schlafstelle umsah, hätte selbst Harst mich wohl kaum erkannt.

Ich hatte Glück. Gerade O. W. Schmidt gegenüber vermietete in einem älteren Hause eine schmierige Alte namens Runke möblierte Zimmer. Eins davon war noch halb frei, das größte. Es war durch zwei Schränke und einen Wandschirm in der Mitte geteilt. Links wohnte ein Straßenhändler, wie mir die Runke sagte, ein alter, ruhiger Mann. Die rechte Hälfte wurde mein Quartier. Ich hieß jetzt Karl Schulz und war Tischlergeselle, aus Stettin zugereist.

Um vier Uhr hatte ich die Mißel glücklich in ihrer Wohnung allein vor mir. Da Zenta Brizen uns die Frau als durchaus vertrauenswürdig geschildert hatte, ging ich direkt auf mein Ziel los. Zwanzig Mark machten ihr Gedächtnis noch reger. So erfuhr ich denn so manches über Erwin Bruckner, das nicht gerade sehr für ihn sprach. Der Mißel tat Zenta sehr leid, weil der Bildhauer sie mit allerlei fragwürdigen Damen betrog. Er sollte auch oft wüste Gelage in seinem Atelier veranstalten, verstand jedoch seinen Leichtsinn vor der Außenwelt schlau zu verbergen. — Ueber die Rothaarige wußte die Mißel nicht viel anzugeben. Immerhin konnte hier die mysteriöse Mutter Schmidt wieder einmal eine recht eigenartige Rolle gespielt haben — konnte! Sicher war es nicht. — Dann führte die Mißel mich nach dem Atelier. Ich wühlte dort alles durch. Ich fand in einer Schub-

lade verschiedenes, das darauf hindeutete, der Bildhauer hätte sich gleichfalls als Verkleidungskünstler versucht. — Hierauf fuhr ich nach dem Zoologischen Garten. Dort sollte ich mich um sieben Uhr mit Karl Malke treffen, der aber erst mit einer halben Stunde Verspätung eintraf. Er hatte unser Haus in der Blücherstraße durch das Nachbargrundstück nach hinten verlassen und war gleichfalls im Kostüm — als Postaus Helfer. Wir setzten uns in die Bauernschenke, aßen auf Harsts Kosten gut zu Abend und tauschten unsere Erlebnisse aus. Er war zuerst bei der Gesanglehrerin Mallinger in der Huttenstraße mit einem Brief des Papierladen-Inhabers Lehmann gewesen. In dem Umschlag hatte auch ein 100-Markschein gesteckt, wie ich wußte. Und die Mallinger hatte daraufhin Karl die einzige Photographie mitgegeben, die sie von Mutter Schmidt besaß, und hatte feierlich „Schweigen wie das Grab“ gelobt. Von ihr war unser kleiner Gehilfe mit einem zweiten Brief nach dem Polizeipräsidium am Alexanderplatz gefahren, fand jedoch den Harst recht gut bekannten Kriminalwachtmeister Schilling nicht an und mußte nach dessen Privatwohnung. Schilling — wir hatten ja mit ihm im Falle Schmiedicke — Mord im Sonnenschein — zusammengearbeitet — erklärte, er würde bis morgen die von Harst erbetene Auskunft fertigmachen; Karl sollte das versiegelte Schreiben dann abholen.

Gegen neun verließen wir den Zoo. Karl begab sich dann heim, während ich in der Invalidenstraße ein mir von früher her noch recht vertrautes Cafee besuchte, wo sehr viele Vertreter der Gaunerzunft verkehrten, der auch ich mal — leider — angehört habe. Meine Hoffnung erfüllte sich. Ich saß bald mit einem ehemaligen „Freunde“ zusammen an einem Tisch und spielte den Noblen. Wir unternahmen später eine Bierreise, und ich landete schließlich mit dem bereits halb erledigten Gamaschen-Friß (er trug stets hellgraue Gamaschen über den Lackstiefeln) in einer Taze vor der Speisewirtschaft von O. W. Schmidt. Harst hatte mir nämlich geraten, mit einem früheren „Kollegen“ und nicht allein dort einzukehren; das würde weniger auffallen, — harmloser aussehen.

Aber — über dem Eingang von O. W. Schmidt hing jetzt ein Stück Pappe mit der blauen Aufschrift: „Vorläufig geschlossen.“

Das war ein Reinfall! Das bestätigte meines Erachtens aber auch Harsts Annahme, daß zwischen der zählebigen

Mutter Schmidt und dem Herrn „Niemand“ recht nahe Beziehungen bestehen müßten. Heute war Nemos Drohbrief gekommen, heute früh hatte die Zeitung Harsts neue Aufgabe preisgegeben, und nachts 11 fand ich nun das Lokal geschlossen, das, als ich bei der Runke das halbe Zimmer belegte, noch offen gewesen!

Das war fatal! Ich hatte ja gerade dort Stammgast werden sollen! — Ich schickte den nun überflüssigen Gamaschen-Friß heim und suchte meine neue Behausung auf. Mein Zimmergenosse war noch nicht da. Ich setzte mich an mein Tischchen und las bei der Petroleumlampe die drei Abendzeitungen, die ich mir gekauft hatte. Ich wollte mir den Mann, der mein Quartier teilte, doch erst ansehen, bevor ich schlafen ging. Um zwei Uhr morgens etwa nickte ich in meinem alten, aber bequemen Korbstuhl ein. Als ich erwachte, war es draußen bereits hell. Auf den Zeitungen lag ein mit Bleistift geschriebener, an mich gerichteter Brief, — das heißt: an Herrn Tischler Karl Schulz. — Es war Harsts Schrift. Und auf dem Briefbogen stand: „Wecken Sie mich um acht.“ — Weiter nichts.

Wecken Sie mich! — Ich überlegte. Konnte es denn sein — konnte mein Schlafgenosse drüben wirklich Harst sein? — Harst wußte, daß ich die Fähigkeit besaß, gerade dann munter zu werden, wie ich's mir vorm Einschlafen vorgenommen hatte. — Es mußte Harst sein! — Ich schlüpfte in das Bett, das sauberer war, als die schmierige Runke voraussehen ließ.

Und um acht Uhr morgens schlich ich um die Scheidewand herum und fand meinen Nachbar aufrecht im Bett sitzen. Er hatte ganz entfernte Ähnlichkeit mit Heinrich Hinkel, dem Diener Schrammels. Und — er legte den Finger auf die Lippen und deutete auf die verstellte Tür nach dem Neben-zimmer.

Wir flüsterten nur. Ich erstattete Bericht über den gestrigen Nachmittag und Abend.

„Ich werde heute nicht ausgehen, jedenfalls nicht, bevor ich Schillings Schreiben gelesen habe,“ meinte Harst. „Finden Sie sich dann gegen acht Uhr abends vor dem Hause Kalkreuthstraße 12 ein. Ich möchte feststellen, ob Zenta Brixen von irgend welchen Leuten beobachtet wird.“ — Daß dies Beobachten Schwindel war, merkte ich dann — abends, als Harst mit einer ganzen Leibwache anrückte.

Ich fragte, ob er wirklich gleichfalls erst gestern hier eingezogen wäre. Er nickte. „Ich habe der Runke geraten, dies vor Anwärtern auf die andere Zimmerhälfte zu verschweigen, lieber Schraut. Ich sah Sie nämlich die Straße entlangkommen, als ich gerade hier ins Haus wollte. Ich ahnte, daß Sie gleichfalls bei der Runke nachfragen würden. Und da sagte ich ihr, sie würde die zweite Hälfte leichter vermieten, wenn sie so täte, als wäre ich schon längere Zeit bei ihr.“

Dann langte er seine schäbige Jacke vom Stuhl, nahm eine Blechschachtel zur Hand und eine seiner Mirakulum heraus und legte die Visitformat-Photographie der Mutter Schmidt hinein, der er nur einen flüchtigen Blick geschenkt hatte als ich sie ihm reichte. Er rauchte nun mit jenem Behagen, das nur ein so leidenschaftlicher Zigarettenraucher wie er empfinden kann. Nach einer Weile meinte er: „Bis auf Kleinigkeiten ist ja nun überhaupt alles so ziemlich klar, lieber Schraut. Ich hätte nie gedacht, daß wir so viel Glück haben würden — mehr Glück als Verstand, könnte man sagen. Die Riesendummheit mit dem zweiten Zettel war am verhängnisvollsten. — So — nun spielen wir wieder die einander Fremden. Ich werde nochmals einzuschlafen versuchen. Ich mußte in der verfloßenen Nacht zwei volle Stunden zusammengekrümmt wie ein sitzender Frosch dahocken. Alle Knochen tun mir weh. — Also abends gegen acht Uhr — Wiedersehen, Schraut.“

Wenn ich an den Ausgang unsere damaligen Jagd auf den Namen zurückdenke, überläuft es mich noch heute kalt. Das arme, bedauernswerte, so schmäählich betrogene Geschöpf mit den weit aufgerissenen, entsehten, halb irren Augen werde ich nie vergessen. Ich schreibe diese Erinnerungen nicht gern nieder. Und wenn ich diesem Kapitel trotzdem eine bis ins einzelne gehende Fassung gebe, so geschieht es nur, weil ich mich später bei zwei anderen Problemen Harsts nochmals mit jener Persönlichkeit — ich muß sagen „leider“ — beschäftigen werde, die in den Zeitungen nicht zu unrecht als ein verbrecherisches Genie ersten Ranges bezeichnet worden ist. —

Ich hatte bis nachmittags nichts zu tun. Mittags traf ich mich mit Karl weder im Zoo, diesmal am Zwinger der gelehrigen Schimpansin Missy. Karl erzähle mir, daß morgens zwei Leute von der Gasanstalt unser Haus in der

Blücherstraße eines angeblich undichten Rohres wegen hätten von oben bis unten untersuchen wollen. Er hätte aber Frau Harst noch rechtzeitig einen Wink gegeben, daß ihm die Kerle wie Spione aussähen. Und als Frau Harst ihnen dann erklärt hätte, sie würden auf dem Hauptbureau telephonisch anfragen, ob die Untersuchung wirklich nötig wäre, da — verdufteten die beiden schleunigst, Herr Schraut. Ich wollte hinter ihnen her. Aber sie hatten an der Ecke Burlacher Straße ein Auto zu stehen und fuhren davon. Natürlich wollten sie nur nachsehen, ob Herr Harst und Sie daheim wären.“ — Nachher holte Karl den Bericht von Schilling ab und händigte ihn mir aus. Als ich ihn dann bei der Runke in unserem halbierten Zimmer Harst zu lesen gab, sagte er kopfschüttelnd: „Das hätte ich nie und nimmer gedacht. Wissen Sie, Schraut, was der Drewki, der Bucklige, mal gewesen ist? — Seiltänzer, und ein recht berühmter! Vor drei Jahren verunglückte „Signor Gialdino“, die Zierde des Zirkus Salamonski, zog sich eine Rückgratverkrümmung zu und wäre wohl im Elend als an ernste Arbeit nicht gewöhnt umgekommen, wenn Mutter Schmidt sich seiner nicht erbarmt hätte. — Den Rest dieses Berichts versparen wir uns für später.“ —

Nun — ich brauchte nur noch fünf Stunden mich zu gebulden. Davon sagte mir Harst aber nichts. —

Der Abend war trübe und regnerisch. Als ich an dem Hause Kalkreuthstraße Nr. 12 vorüberging, hielt einige zwanzig Schritt weiter ein geschlossenes Auto. Der Chauffeur schien zu schlafen. Da — er hob den Kopf, er piff ein paar Takte von: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten —“, — unser Signal! — Es war Harst. — „Einsteigen!“ raunte er mir zu. — Ich tat's und sah mich Schilling und dem mir von Ansehen bekannten Kommissar Bedfert gegenüber. Sie hockten am Boden. Und ich mußte mich nun ebenfalls ganz klein machen.

Dann hörten wir nach einer geraumen Weile eine Stimme: „Chauffeur, sind Sie frei?“ — „Na ob, Freileinken. — Wo soll's denn hinjehn?“ — „Meine Herrschaft will nach dem Anhalter Bahnhof zum D-Zug nach München. Fahren Sie doch vor Nr. 12 vor.“

Schilling flüsterte: „Nun hinten raus — und Achtung!“ Wir drei taten, als unterhandelten wir mit dem Chauffeur:

Da kamen schon ein Herr, eine junge Dame und ein Mädchen mit Häubchen aus dem Hause heraus. Der Herr und das Mädchen trugen je einen Koffer, die junge Dame zwei Handtaschen und Schirme und Stöcke im Ueberzug — Schilling rief nun: „Verflucht — auch wieder besetzt! Kommt weiter.“ — Wir gingen ein paar Schritte. Dann fuhr das Auto langsam an. Als es in einer Höhe mit uns war, rissen Schilling und Bechert die Türen auf, sprangen hinein. Ich folgte. Und Bechert hielt jetzt dem Herrn einen Revolver vor die Brust: „Keine Bewegung, Thomas Brixen!“ — Für mich war der Name keine Ueberraschung mehr. Ich hatte Zenta bereits erkannt.

Was dann folgte, war wie die Bilderreihe eines überhastet abrollenden Films.

Brixen, der wie ein Schauspieler aussah und tadellos angezogen war, schlug blitzschnell den Revolver hoch. Der Schuß knallte, die Kugel ging durch das Verdeck. — Ein zweiter Schlag traf Schilling mitten zwischen die Augen. Dann war Brixen schon hinaus — auf der Straße, schlüpfte in das nächste Haus. — Obwohl Bechert für alle Fälle noch vier Beamte in der Nähe gehabt hatte und alles getan wurde, den Flüchtling wieder einzufangen, blieb er — Sieger. Man fand ihn nicht — jetzt nicht. Erst nach Monaten war er der Besiegte, unterlag er — Harald Harst.

Harst und ich brachten Zenta Brixen wieder in ihres Vaters Wohnung zurück. Das arme Kind war erst halb ohnmächtig vor Schreck. Harst redete ihr gütig zu. Als sie sich etwas erholt hatte, sagte er so weich und herzlich, wie ich seine Stimme bis dahin nicht vernommen: „Machen Sie sich auf viel Trauriges gefaßt. Ich will Ihnen jetzt nur das eine mitteilen: Bruckner war Ihrer nie wert. Er hat Sie betrogen. Sie waren ihm nur Mittel zum Zweck. Er war — ein Lump, ein Erpresser. Er ist tot — ermordet.“ — Zenta Brixen fand nachher Aufnahme bei einer Freundin. Wir aber führen in unserem Universum-Klub. Dorthin hatte Harst telephonisch seine Wettgegner bestellt.

Wir nahmen alle im Vorstandszimmer Platz. Nur Harst lehnte am Kamin, eine leicht qualmende Mirakulum zwischen den Fingern. — „Meine Herren,“ begann er, „ich kann Ihnen melden, daß ich auch diese Aufgabe gelöst habe. Sie lautete bekanntlich: „Wer ist der sogenannte Einbrecherkönig

Andreas Nemo?“ — Ich habe das Geheimnis, das diese bis dahin fast schemenhafte Persönlichkeit umgab, restlos aufgeklärt. — Gestatten Sie, daß ich den Lebensgang dieses Mannes in aller Kürze schildere. Der Name „Zirkus Salamonski“ dürfte Ihnen allen bekannt sein. Diesem Zirkus gehörten viele Jahre zwei hervorragende Artisten an, — Thomas Brigen, oder Klowm Tom Brig, und der Seiltänzer-Jongleur Gerhard Drewki, genannt Signor Gialdino. Brigen, frühzeitig Witwer und Vater einer liebreizenden Tochter, stand schon während seiner Zirkuszeit im Verdacht, mit allerhand dunklen Existenzen im Bunde zu sein. Vor vier Jahren setzte er sich als wohlhabender Mann zur Ruhe. Er wohnte hier in Berlin in der Kaldreuthstraße 12 zusammen mit seinem Kinde. — Die einzige Schwester Brigens, die ihm auffallend ähnlich sah, hatte gleichfalls eine starke Neigung für die Schattenseiten des menschlichen Seelenlebens und besaß hier in Moabit in der Huttenstraße als Witwe eines Gasthauseigentümers eine seinerzeit recht berühmte Kaschemme — Mutter Schmidt, geborene Brigen. — Als Drewki, der Seiltänzer-Jongleur, eines Tages verunglückte, besorgte ihm sein Freund Brigen eine Stelle bei seiner Schwester, deren Vertrauter er sehr bald wurde. — Diese Angaben verdanke ich in der Hauptsache dem Wachtmeister Schilling von der Kriminalpolizei, die sich aus Anlaß der Festnahme der Mitglieder des Einbrecher-Gesangvereins Kleine Harmonie sowohl mit der Witwe Schmidt als auch mit Drewki näher beschäftigt hat. Ich betone aber, daß damals das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen der Schmidt und dem früheren Klowm und jetzigen Rentier Thomas Brigen nicht festgestellt wurde. Die Geschwister hatten guten Grund, es zu verheimlichen. Weshalb, werden Sie sofort sehen.“

Harst rauchte ein paar Züge und fuhr fort: „Nun die Hauptpunkte des Ganges meiner Ermittlungen in dieser Angelegenheit. — Meine Aufmerksamkeit mußte sich notwendig zuerst der Kaschemme der Schmidt zuwenden, denn dort hatte ja Andreas Nemo als geheimnisvoller Leiter eines Verbrecherbundes gewirkt. Von einer in demselben Hause wohnenden Gesanglehrerin erfuhr ich Näheres über Mutter Schmidt, ihre Eigentümlichkeiten und ihren Tod; weiter aber auch daß die tote Mutter Schmidt wieder lebendig geworden war und in der Berliner Straße in

Wilmersdorf eine Speisewirtschaft betrieb. Als ich dies alles von dem Fräulein Mallinger hörte — damals wußte ich noch nichts von Brixens Verwandtschaft mit der Schmidt —, vermutete ich zunächst, Mutter Schmidt hätte selbst den Andreas Nemo mit viel Geschick gespielt und dann ihren Tod vorgetäuscht, um abermals, unbeobachtet von der Polizei, die alte Rolle als Einbrecherkönig wieder aufnehmen zu können. — Dann erschien bei mir eine junge Dame, Fräulein Zenta Brixen, die heimlich Verlobte eines Bildhauers Bruckner, der seit acht Tagen verschwunden war. Erst glaubte ich, die tief Verschleierte, die ihren Namen zunächst verschwiega, wäre keine andere als Mutter Schmidt selbst, denn sie hatte alle Eigentümlichkeiten an sich, die mir die Mallinger als für die Schmidt charakteristisch angegeben hatte. Am demselben Morgen hatte ja der Berliner Kurier meine neue Aufgabe veröffentlicht. — Ich mußte diesen Irrtum sehr schnell einsehen. Fräulein Brixen lüftete den Schleier. Ihr Jugend war ihr bester Ausweis. Sie erklärte, ihr Vater wäre Rentier und wüßte nichts von ihren Beziehungen zu Bruckner, nach dem ich baldigst Nachforschungen anstellen sollte. Sie ließ mir zwei Zettel da — Nachrichten von Bruckner. Ich stellte fest, daß der zweite Zettel gefälscht war, und kam notwendig zu der Ueberzeugung, der Bildhauer wäre ermordet worden. Den gefälschten Zettel hatte nun eine rot-haarige Frau heimlich in Bruckners Atelier gebracht. Und — die wieder auflebte Mutter Schmidt sollte jetzt rotes Haar haben! — Kaum hatte ich zu meinem treuen Mitarbeiter Schraut nach Zenta Brixens Weggang geäußert, ich hielt unsere neue Aufgabe für recht aussichtslos, als mein Hirn einen seltsamen Gedanken gebar: Zenta Brixen hatte alle die Eigentümlichkeiten gezeigt, die die Schmidt besitzen sollte; und Zenta war ihres Vaters einziges Kind, lebte mit ihm zusammen und mußte von ihm das, was von seinen Eigentümlichkeiten nicht geradezu auf sie vererbt war, durch den steten Verkehr mit ihm angenommen haben. So glitt mein argwöhnisches Denken zum ersten Mal auf einen Mann zu, der mir bisher ganz unbekannt war. Es glitt hin, umspielte diesen Rentier und schuf sofort eine neue Schlußfolgerung: Zenta hatte beide Zettel an sich genommen, von denen der zweite nach der Vorlage des ersten gefälscht war; zunächst den ersten, den sie mit nach Hause genommen und, wie sie uns

erzählte, in ihren Schreibtisch eingeschlossen gehabt hatte. — Wie war nun der Fälscher des zweiten Zettels in den Besitz der Vorlage gelangt? fragte ich mich. Und ich gab mir die Antwort: er kann ihn nur einige Zeit heimlich aus dem Schreibtisch entfernt haben! — Wer hatte hierzu die beste Gelegenheit? Zentas Vater, der vielleicht, nein, wahrscheinlich, ebenfalls all die Eigentümlichkeiten der Mutter Schmidt in sich vereinigte! — So war ich zum zweiten Male bei dem Rentier Thomas Brizen angelangt. Und jetzt war der erste leise Argwohn bereits zum schweren Verdacht geworden, — denn der, der den zweiten Zettel gefälscht hatte, den doch eine Rothhaarige in die Wohnung Bruckners getragen, mußte ja ein Interesse daran haben, daß der Anschein noch eine Weile bewahrt würde, als ob der Bildhauer freiwillig seinem Atelier noch immer fernbliebe, mußte mithin dessen Schicksal kennen, das ein recht trauriges meines Erachtens war, eben das eines — Ermordeten! Wozu sonst wohl der zweite Zettel von fremder Hand, woher sonst der richtige Schlüssel, mit dem die Rothhaarige sich Zutritt zu dem Atelier verschafft hatte, woher auch das Fehlen jeder Nachricht an seine Braut?! — Als ich mir alles dies überlegt hatte, fiel mir nun auch eine Aeußerung der Mallinger über die Eigentümlichkeiten der Schmidt ein. Sie hatte mir gesagt: „Seltsamerweise habe ich diese nach links geneigte Kopfhaltung, diese die Worte begleitenden Gesten der linken Hand und manches andere nicht immer bemerkt, sondern zumeist nur, wenn ich mal die Schmidt in ihrem Lokal besuchte, und auch dann nicht regelmäßig.“ — Als ich mich an diese Aeußerung erinnerte, sagte ich mir sofort: hier haben ohne Frage zwei Personen „Mutter Schmidt“ gespielt, zwei, die sich sehr ähnlich sehen und von denen die eine, so unwahrscheinlich es auch sein mag, — ein Mann war — eben Thomas Brizen!“

Harst holte jetzt das Bild der Schmidt hervor und reichte es Kammeler. „Dies ist Olga Wilhelmine Schmidt. Während ich fortfahre, können die Herren es sich ansehen. — Mein Interesse gehörte nunmehr nur noch Thomas Brizen. Ich mietete mich verkleidet dem neuen Lokal der Mutter Schmidt gegenüber ein und versuchte dann, Brizen aus nächster Nähe betrachten zu können. Ich hatte Glück: er ging mit Zenta aus, und selbst auf die Entfernung hin erkannte ich die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen der Schmidt und diesem glatt-

rasierten Rentier. Nun war ich meiner Sache völlig sicher, nun wollte ich aber auch noch alle Nebenumstände, insbesondere das Verschwinden Bruckners, eines im übrigen sehr anrüchigen Charakters, feststellen. — Ich muß jetzt noch erwähnen, daß ich kurz nach dem Besuch Zentas bei mir von Andreas Nemo einen Drohbrief erhalten hatte und daß Mutter Schmidts Lokal auffallenderweise an demselben Tage gegen sechs Uhr nachmittags durch eine Papptafel mit der Aufschrift „Vorläufig geschlossen“ von der Inhaberin für den Verkehr gesperrt wurde. Für mich war dieses Pappschild ein Beweis, daß Nemo befürchtete, ich könnte in der Speisewirtschaft verkleidet spionieren wollen. Ich war jedoch schon vorher einmal dort gewesen, hatte mir die rothaarige Wirtin genau angeschaut und hatte gehört und gesehen, daß es dort eine Kegelbahn gab, die aber offenbar nur für ganz bestimmte Gäste reserviert war. Dies erinnerte mich an das reservierte Zimmer für die Kleine Harmonie in der Huttenstraße, zumal ja in letzter Zeit wieder sehr viele schwere Einbrüche hier verübt sind, die auf eine wohlorganisierte Bande hindeuten. Nachts schlich ich über Zäune und Dächer bis an den Hintereingang der Kegelbahn und entdeckte unter derselben eine — Schlosserwerkstatt, in der lediglich Einbrecherwerkzeug hergestellt zu werden schien. Das Geräusch der Kegelkugeln sollte eben das Hämmern in der Werkstatt übertönen. Als ich noch dort unten weilte, mußte ich in eine Kiste kriechen, da drei Leute den Raum betraten. Unter diesen befand sich ein Buckliger namens Drewki, eben der Vertraute der Schmidt. Die drei sprachen unter anderem auch über einen Toten, den sie letzters auf dem nahen Kirchhof verscharrt hatten. Ich entnahm ihren Reden folgendes: Der Tote war Bruckner. Er hatte zufällig die Ähnlichkeit zwischen Mutter Schmidt und Brizen entdeckt und war der Wahrheit dann dadurch ganz auf die Spur gekommen, indem er sich an Zenta heranmachte und sie aushorchte. Von ihm stammt auch eine Anzeige in der Zeitung, in der jemand für 10 000 Mark nähere Mitteilungen über Andreas Nemo liefern wollte. Er hat dann verkleidet vor acht Tagen seine Wohnung nur zu dem Zweck verlassen, gegen Brizen weiteres Material zu sammeln, um nachher von ihm Geld erpressen zu können. Drewki faßte ihn jedoch in der geheimen Werkstatt ab, schlug ihn mit einem Hammer zu

Boden und fand bei ihm den Entwurf eines Erpresserschreibens. Die Leiche wurde dann auf dem Kirchhof vergraben. Brixen aber war es, der nun den gefälschten Zettel in das Atelier trug. — Ich gelangte nachher glücklich aus der Werkstatt wieder heraus. Am folgenden Morgen las ich Schillings Bericht über Brixens Vergangenheit. Da erst erfuhr ich, daß er Clown gewesen, daß er sich also auf alle Theaterkünste verstand. — Heute abend nun, als er mit seiner Tochter nach München reisen wollte, da ihm der Berliner Boden doch zu gefährlich dünkte, ist er uns leider entschlüpft. Dafür hat aber die Kriminalpolizei auf meine Veranlassung bereits nachmittags sowohl Drewki alias Gialdino und Mutter Schmidt verhaftet, letztere hauptsächlich deswegen, weil sie, als eines Nachts eine bei ihr in der Huttenstraße Unterkunft suchende Taschendiebin plötzlich verstarb, diese Gelegenheit dazu benutzt hat, dieses Weib unter ihrem Namen begraben zu lassen. Bemerkten möchte ich noch, daß Zenta Brixen von der Existenz dieser Tante Wilhelmine nie etwas gewußt hat und daß das Geschwisterpaar einander an krankhaftem Hang zum Verbrechen, an Abenteuerlust, Habgier und Schlaueit völlig ebenbürtig gewesen sein muß. Die verhaftete Schmidt hat sofort ein umfassendes Geständnis abgelegt, um nicht etwa in die Mordsache Bruckner mit hineingezogen zu werden. — So, meine Herren, — ich denke, Sie werden befriedigt sein. Sie sehen, wie verhängnisvoll zuweilen kleine Eigenarten werden können, die die Tochter vom Vater annimmt, der aus Lust am Komödienspielen die Schwester gern vertrat.“

Kommerzienrat Kammler erhob sich, reichte Harst die Hand.

„Wir gratulieren zu dem Erfolg von Herzen. — Schade, daß ich Ihnen nun nur eine anscheinend leichtere Aufgabe stellen kann: Weshalb wurde die Leiche des chinesischen Kochs des Orientreisenden Arthur Malzahn geraubt?“

Harst lächelte ein wenig. „Leichtere Aufgabe? — Sie sind ein böser Examinator meiner Fähigkeiten, Kammler!“



Liu Sings Geheimnis.

Wir kamen aus dem Universum-Klub und hatten eine etwas schwere Sitzung hinter uns. Kommerzienrat Kammler hatte zu Ehren des neuesten Erfolges Harald Harsts eine Maibowle auffahren lassen, die uns bis jetzt auf der Gartenterrasse des Klubhauses festgehalten hatte.

Es war gegen vier Uhr morgens.

„Was meinen Sie, Schraut, wollen wir nicht die Alkoholdünste aus unseren Köpfen durch einen Spaziergang nach Dahlem vertreiben?“

So kam's, daß wir eine Stunde später die Hauptstraße dieser vielleicht vornehmsten Dillenkolonie in der Nähe Berlins entlangschritten.

Wir hatten im Universum-Klub, den wir direkt von der Verbrecherjagd kommend besucht hatten, unsere falschen Bärte und Perücken abgelegt und trugen sie nun in der Tasche bei uns. Ich, der ich den Tischler Schulz gemimt hatte, sah keineswegs kavalierrmäßig aus, und bei Harst war dies eigentlich noch weniger der Fall. Sein geflickter Anzug und sein zerbeulter Hut machten ihn zu einer recht fragwürdigen Erscheinung.

Plötzlich bog er in eine Nebenstraße ab, die auf einen Kinderspielplatz mündete. Dort gab es auch eine Schutzhütte aus Baumstämmen, die vorn ganz offen war. Harst steuerte darauf zu, sagte nun: „Ich habe aus dem Klub ein Fläschchen Leim mitgenommen. Hoffentlich genügt er zum Ankleben unserer Bärte. Dort drüben die hohe Mauer umschließt Malzahns Grundstück.“

Ich war nicht weiter überrascht über diese Sätze. Wer

Privatsekretär und Gehilfe eines Harold Harst ist, muß sich das Wundern abgewöhnen.

Gleich darauf standen wir, nun ganz „im Kostüm“ an der über zwei Meter hohen Ziegelmauer. Ich hatte bisher nicht gewußt, daß Malzahn in Dahlem wohnte. Auch über den Leichenraub konnte ich in meinem Gedächtnis nur recht wenig auffstöbern. Die Sache lag ja bereits vier Wochen zurück, und damals war ich noch nicht Harsts Sekretär, sondern ein von der Polizei eifrig gesuchter Taschendieb — der Komiker-Mage! Nun — all das gehörte Gott sei Dank der Vergangenheit an.

Die Straße war völlig einsam. Harst stellte sich an die Mauer, und ich turnte, seinen Rücken als Leiter benutzend, als erster hinauf, half ihm dann mit ausgestreckten Händen und zog ihn zu mir empor. So gelangten wir in einen großen Park, der den Reichtum seines Besitzers nicht nur durch die eigenartigen und fraglos überaus kostspieligen Anlagen verriet. Ueberall merkte man das Bestreben, den weichen, träumerischen Zauber eines orientalischen Gartenbildes vorzutäuschen.

„Wir sind hier ziemlich sicher jetzt,“ meinte Harst. „Malzahn ist verreist, wie ich im Klub von seinem Freunde Bruchfeld mir erzählen ließ. Bruchfeld gehört nicht zu unseren Wettgegnern und weiß daher nicht, daß wir jetzt für diese prächtige Besizung Interesse haben. Unsere Aufgaben werden ja nunmehr ganz streng geheim gehalten. Zur Zeit sollen sich in Malzahns Villa, die als Bungalow gebaut ist, nur mehrere Diener und im Gärtnerhäuschen am Parkeingang der Gärtner und dessen Gehilfe befinden. Diese Leute dürften Malzahns Abwesenheit zu längerem Morgenschlaf benützen.“

Wir bogen jetzt in die Hauptallee aus Sykomoren ein. Vor uns erhob sich nun der Bungalow, ein schlichtes Viereck mit Schieferdach, einem Stockwerk und rund herumlaufender Veranda. Trotz aller Einfachheit wirkte das Gebäude infolge des Materials, mit dem die Mauern verkleidet waren, außerordentlich prunkvoll. Diese Mosaikmuster der Wände aus verschiedenfarbigem Marmor mußten Unsummen verschlungen haben.

„Rechts steht das sogenannte Dienerhaus,“ meinte Harst und zog mich in einen schmalen Seitenweg hinein. „Dort war Liu Sings Leiche aufgebahrt und zwar im Erdgeschloß. Die

Leichenräuber haben die Ziergitter vor den Fenstern durchgesägt und sich so Zutritt verschafft. Es muß ein mühseliges Geschäft gewesen sein dieses Durchschneiden schmiedeeiserner Stäbe, mühsam und gefährlich, denn in jener Nacht strichen noch die beiden zahmen Jagdleoparden Malzahns im Park umher. Die Diebe haben ihnen einen toten Hammel über die Mauer zugeworfen und sie so für einige Zeit am anderen Ende des Parks festgehalten. — All das weiß ich von Doktor Bruchfeld, dem Privatdozenten für orientalische Sprachen. Zum Teil auch aus den Zeitungen. — Ein Hammel ist etwa vierzig Mark wert. Die Leichenräuber ließen sich die Sache also auch etwas kosten. Und für Leichen bezahlen Aerzte und Anatomien durchschnittlich 200 Mark. Die Unkosten sind also verhältnismäßig hoch, denke ich. Rechnet man noch die Gefahr hinzu — denn die Jagdleoparden sind nachts schlimmer als die schärfsten Hunde, — so begreift man nicht recht, wie die Polizei und auch das Detektivinstitut Phönix zu der Annahme gelangen konnten, es handele sich hier um die Tat gewerbsmäßiger Leichenräuber.“

Wir schlichen jetzt auf das sogenannte Dienerhaus zu. Es war im Stil einer Moschee mit vier Eckminarets gebaut. Links neben dem Eingang blieb Harst vor einem Fenster stehen, aus dessen zierlichem, geschwungenem Gitter ein Stück von Quadratmetergröße fehlte.

Er prüfte die einzelnen Stäbe sehr genau, besonders die Schnittflächen, wo die Stahlsäge gearbeitet hatte.

„Merkwürdig,“ murmelte er. „Sehr merkwürdig. — Kommen Sie, Schraut, jetzt wollen wir nach Hause. Ich bin sehr zufrieden.“

Wir machten kehrt. Ich fragte nicht, weshalb er zufrieden war. Auch das Fragen muß man sich als Harsts Privatsekretär abgewöhnen. Er liebt es nicht, über „halbfertige Dinge zu sprechen. Nur zuweilen zeigt er sich zugänglicher. Dann spielt er aber meist den Lehrer und beweist mir, daß ich — nichts beweisen kann.

Er suchte die Richtung auf die Tatsch Mahal-Nachbildung einzuschlagen. Wir gerieten aber an eine hohe Dornenhecke und dann plötzlich auf einen freien Platz, in dessen Mitte sich ein schlanker Turm aus rotem Sandstein erhob. Er hatte viele kleine, vergitterte Fenster und eine Tür, die wie polierter Stahl glänzte.

Harst packte plötzlich meinen Arm, blieb stehen, sagte leise und erregt: „Da — da oben!“

Ich schaute zu den obersten Fenstern empor. Und — ich sah einen in einem buntseidenen, weiten Ärmel steckenden Frauenarm, der uns offenbar zuwinkte.

Ich muß bemerken, daß die kleinen, erkerartig vorspringenden Fensterchen ganz eng vergittert waren und Bugenscheiben hatten.

Der Arm langte durch eine Luftklappe der Oberscheibe hindurch. Er gehörte keiner Europäerin. Die Haut war hellbraun mit leichtem Bronce-ton; die Hand aber bedeckt mit Schmuck — Armreifen, Ringen und Kettchen mit Anhängern. All das funkelte und glitzerte im Schein der gerade aufgehenden Sonne in einer Farbenpracht, als sprängen Funkengarben aus dieser schmalen Hand hervor.

Und nun — nun war's, als fiel ein Feuerstreifen blitzschnell aus jener Hand zur Erde herab. Ein leises Klirren dicht vor uns. Auf dem weißen Kies lag ein funkelnder, mit Steinen besetzter Goldreif. Und gleichzeitig hörten wir einen undeutlichen Ruf — zwei Worte. Ich verstand sie nicht.

Harst hatte sich schon gebückt, hob das Armband auf, hielt es ganz hoch, winkte damit der Spenderin zu, sagte: „Fort von hier!“ und lief mir voran nach der fernen Mauer hin. Wir kletterten hinüber, eilten in die Blockhütte zurück, nahmen unsere Bärte und Perücken ab und gingen nach der nächsten Haltestelle der Straßenbahn.

Mein Gönner und Brotherr sprach kein Wort. Er hatte den Hut in der Hand und ließ den frischen Morgenwind seine Stirn säfeln. Er hielt den Kopf gesenkt und sah und hörte scheinbar nichts. Ich wußte: seine Gedanken waren bei dem braunen Frauenarm.

Gegen sechs Uhr waren wir in der Blücherstraße in Schmargendorf und betraten das Harstsche gartenumgebene Haus. Im Flur reichte er mir die Hand. „Gute Nacht, lieber Schraut. Es wird vielleicht unser interessantester Fall werden,“ sagte er wie geistesabwesend und verschwand rechts in seiner Wohnung.

Um halb zehn wachte ich auf, duschte, rasierte mich, zog mich an und ging auf die Veranda an der Rückseite des Hauses. Dort stand der Tisch mit zwei Kaffeetassen und allem Sonstigen, was zu unserem Frühstück gehörte. Harsts Tasse war benutzt. Neben der meinen lag ein Zettel von seiner Hand:

„Heute abend 11 Uhr Parkmauer alte Stelle.“

Ich hatte ihn kaum überflogen, als Frau Auguste Harst vom Gemüsegarten her die Veranda betrat.

„Er ist schon wieder auf und davon,“ klagte sie. „Was habe ich jetzt nur von meinem Jungen — nichts, nichts! Denken Sie — ich fand ihn um neun im Klubessel am Fenster seines Arbeitszimmers fest schlafend. Er war gar nicht zu Bett gegangen. Auf seinem Knie lag dies Armband.“ Sie holte es aus der Tasche der Wirtschafschürze hervor. „Ich sollte es Ihnen geben. Dann — hätten Sie etwas Arbeit, meinte er. — Ein wundervoller Schmuck, Herr Schraut, nicht wahr? — Harald sagt mir, er hätte ihn von einer Inderin als Vorausbezahlung für einen kleinen, später zu leistenden Dienst erhalten.“

Nachher in meinem Studierzimmer — ich hatte ja hier im Hause des vielfachen Millionärs genau wie dieser drei Räume zur Verfügung — trat ich ans Fenster und besichtigte den Armreif mit jener Sorgfalt, die man als Harsts Gehilfe allen Dingen schenken muß, deren Zusammenhang mit unseren Wettproblemen man vermuten kann.

Die Innenseite der Spange war glatt und nur von dem Verschuß unterbrochen. — Harst hatte zu seiner Mutter gesagt — „dann hätte ich etwas Arbeit.“ — Arbeit? — Nun wenn er damit gemeint hatte, ich solle den Schmuck lediglich genau besichtigen, so war diese Arbeit bereits erledigt, denn das, worauf es Harst wohl ankam, hatte ich schon gefunden.

In das glatte Gold der Innenseite war mit einer feinen Nadel etwas eingeritzt — ein einzelnes Wort mit sehr ungeschickten lateinischen Buchstaben. Ich hatte es als

Ritbilf

entziffert. — Damit war ich aber auch mit meiner Kunst am Ende. Dieses Ritbilf verriet mir nichts mehr, nur das eine eben, daß die Hand, die es hier dem Golde anvertraut, in der Schreibkunst nicht gerade sehr weit vorgeschritten war.

Ich wollte das mit vierzehn Edelsteinen, darunter fünf

Smaragden von tadellosem Feuer, besetzte Armband bereits fortschließen, als mir der Gedanke kam, Harst hätte mit der „Arbeit“ vielleicht auch eine Nachfrage bei einem Juwelier nach Wert und Herkunft des am Schloß mit seltsamen Zeichen versehenen Schmuckes gemeint. Ich fuhr also nach der Tauentzienstraße zu Gebrüder Wolfsberg und zeigte dem einen der Geschäftsinhaber, die als Kunstkenner einen Namen hatten, unser Armband. Er stutzte, bat dann einen Augenblick um Entschuldigung, und — fünf Minuten später befand ich mich auf der nächsten Polizeiwache, wo ich mich weiter beharrlich weigerte, anzugeben, wie ich in Besitz des auf etwa 18 000 Mark Wert geschätzten Armreifs gelangt wäre, der Wolfsberg vor zwei Monaten von — Herrn Arthur Malzahn zur Reparatur acht Tage überlassen worden war.

Leider — leider bin ich ja nun der Polizei keine Neuerung. Einer der Beamten erkannte mich als Komiker-Mage wieder. Zum Glück fiel mir, bevor ich noch nach dem Präsidium gebracht wurde, ein, daß ja unlängst die Zeitungen mich als Harsts Privatsekretär erwähnt hatten. Die „Offiziellen“ wollten mir nämlich durchaus nicht glauben, daß ein Harald Harst gerade einen früheren, nur infolge einer Amnesti jetzt straffrei ausgegangenen Taschendieb als Sekretär angestellt hätte. Und telephonisch bei Frau Harst anzufragen, weigerte man sich, da — man sich nicht dadurch lächerlich machen wolle, ein solches Märchen für ernst zu nehmen. Da — dachte ich an jene Zeitungsnotiz, dachte auch gleichzeitig an Kriminalwachtmeister Schilling, der uns ja bei der Ergreifung des Mörders des im Hotel Sonnenschein tot aufgefundenen Gefäßbriefträgers Schmiedicke wichtige Dienste geleistet hatte. Die drei Beamten auf der Wache, die — merkwürdig genug! — jene Zeitungsnotiz nicht kannten, kramten sehr bald das betreffende Blatt aus einem Zeitungsstosß heraus, wurden stutzig, riefen das Präsidium an, ließen den Vorstand der Kriminalabteilung anfragen, ob man dort von meiner Sekretärtätigkeit bei Harst etwas wüßte, wurde infolge der bejahenden Antwort sehr höflich und zweifelten jetzt nicht weiter daran, daß Harst das Armband auf der Hauptstraße in Dahlem gefunden hätte, wie ich nunmehr erklärte.

Es war dies das letzte Mal, wo ich mit den Offiziellen meiner Vergangenheit wegen Ungelegenheiten hatte.

Ich konnte also nach einstündiger Haft wieder ungehindert meines Weges ziehen, — aber ohne Armband. Mir war deshalb auch nicht ganz behaglich zumute. Ich ahnte, daß Harst diesen Besuch bei Wolfsberg als eine Unvorsichtigkeit meinerseits tadeln würde — mit Recht, wie ich mir jetzt sagte. Ich ahnte es — ahnte aber nicht, welche Folgen diese meine Unüberlegtheit, mit einem auf so sonderbare Art in unsere Hände geratenen Schmuck zu einem Juwelier zu gehen, für uns haben sollte.

Etwas niedergeschlagen kam ich nach Hause. Harst war noch nicht zurück. Ich ging in seine Bibliothek und suchte aus den Zeitungsmappen die Nummern heraus, die über den Leichenraub näher berichteten.

Ich will hier nun kurz das zusammenfassen, was die Polizei und die Leute des Phönix (Inhaber Kriminalkommissar a. D. Neukirch) ermittelt und an die Presse weitergegeben hatten.

Am 9. April war Malzahn's chinesischer Koch, den er von seiner letzten Reise im Herbst mit nach Berlin gebracht hatte, an einer Blutvergiftung durch unvorsichtiges Umgehen mit einer rostigen Spicknadel nach eintägigem Krankenlager gestorben. In der Nacht vom 9. zum 10. hatten Unbekannte, anscheinend zwei Personen, die Leiche Liu Sings geraubt. Die Nacht war stürmisch und regnerisch gewesen. Daher versagten auch die Polizeihunde, durch die man die Fährten der Diebe hatte verfolgen wollen. Malzahn, der große Stücke auf den Chinesen, einen älteren Mann, hielt, hatte am 12. 3000 Mark Belohnung für die Wiederherbeischaffung der Leiche ausgesetzt. Er, dessen Reichtum dem der Rothschilds nicht viel nachsteht, konnte sich diese dreitausend Mark schon leisten. Am 14. hatte er die Belohnung auf 10 000 Mark erhöht. Inzwischen war auch Phönix freiwillig in Tätigkeit getreten. Zehntausend Mark verdient jeder gern. — Am 22. war Malzahn dann nach dem Karst abgreift, wo man eine neue, sehr ausgedehnte Höhle mit einem riesigen unterirdischen See entdeckt hatte. Ihm, der sich für alles interessierte, mußte die neue Höhle selbst über Liu Sing, den Küchenkünstler, gehen. — Damit endeten die Zeitungsnachrichten.

Ich ging nun in den Garten und beschäftigte mich mit dem Absammeln von Blattläusen von den Rosensträuchern. Harst hatte mir diese Tätigkeit empfohlen, wenn ich recht ange-

strengt nachdenken wollte. Ich säuberte also die Blätter und versuchte dabei, den braunen Frauenarm zu dem, was ich nun über unseren neuen Fall wußte, in Beziehung zu bringen, ein Bemühen, das meines Erachtens von vornherein aussichtslos war, genau so aussichtslos als wenn man unserem jungen fünfzehnjährigen Gehilfen Karl Malke, dessen Harst sich in ähnlicher Weise wie meiner bei seiner „Arbeit“ bediente, zu einer gerogelten Tätigkeit hätte anhalten wollen. Wenn ich trotzdem den Versuch machte, zwischen Liu Sings Leiche und der „Inderin“ — Harst hatte ja von einer solchen seiner Mutter gegenüber gesprochen, — verbindende Fäden zu finden, so war lediglich mein Ehrgeiz daran schuld, der in Harsts Nähe notwendig üppig emporsprossen mußte.

Karl Malke schoß weiter hinten im Garten mit einem Tesching Spagen, die es auf frisch gesäten Grassamen abgesehen hatten. Ich hörte zwei Schüsse. Nun kam er stolz mit vier erlegten Sperlingen an.

„Ich habe jetzt im ganzen acht geschossen,“ sagte er nach einer Weile geheimnisvoll. „Herr Harst hat mich auch diesmal wieder eingeweiht. Er hat mir auch das Armband gezeigt. — Was halten Sie von dem eingekrahten Ritbils, Herr Schraut. — Er meinte, es wäre sehr wichtig. Aber weshalb, das verschwieg er natürlich. Und dann mußte ich ihm zwei frische Batterien für seine Taschenlampe und verschiedenes aus der Apotheke holen — allerlei Chemikalien.“

In diesem Augenblick rief mich Frau Harst vom Hause her. Ich eilte ihr entgegen. — „Es ist ein Mann da, der Harald zu sprechen wünscht,“ sagte sie. „Ein Farbiger. Aber sehr gut gekleidet. Es wird wohl ein Inder sein. Er hat einen langen, schwarzen Bart und ist sehr groß. Er läßt sich nicht abweisen und steht noch im Vorgarten.“

Gleich darauf saß mir der Inder gegenüber. Ich hatte ihn in meine Studierstube gebeten. Er erklärte, er sei der Hausmeister Malzahns und komme des Armbandes wegen. Die Polizei habe ihm telephonisch mitgeteilt, daß Harst den Schmuck gefunden hätte. Er bitte nun, ihm genau anzugeben, wo das Armband auf der Straße gelegen habe.

Das war eine böse Geschichte für mich. Was sollte ich diesem Menschen nun vorlügen, der annahm, ich als Harsts Privatsekretär wüßte genau Bescheid?!

Der Inder, der sich Marawatha nannte, sprach sehr ge-

brochen deutsch, hatte im übrigen tadellose Umgangsformen und eine Gesicht von einem so nichtsagenden, undurchdringlichen Ausdruck, wie man dies nur bei Ostasiaten findet, bei Chinesen und den verschiedenen Stämmen Indiens ganz besonders.

Ich erwiderte, daß Harst zu meinem Bedauern auch mir nicht genau erzählt habe, wo er den wertvollen Fund gemacht hätte; jedenfalls in der Hauptstraße in Dahlem. — Ich war froh, auf diese Weise einen vorläufigen Ausweg gefunden zu haben.

Der Inder schaute mich mit seinen großen, schwarzen Augen scheinbar ohne besondere Absicht, aber doch unverwandt an. Dieser Blick machte mich verlegen. Und nur mit Mühe konnte ich den völlig Harmlosen weiter spielen.

Ich hatte gehofft, daß er nun gehen würde. Er blieb jedoch und bat, auf Harst warten zu dürfen. Ich entgegnete, Harst sei auf unbestimmte Zeit von Hause weggegangen und dürfte erst spät abends heimkehren.

Marwatha blieb abermals sitzen, schaute mich weiter scheinbar gleichmütig an und erklärte nach einer Weile:

„Sahib Harst ist in kurzem ein berühmter Detektiv geworden. Sahib Malzahn bietet ihm fünfzigtausend Mark, wenn er Liu Sings Leiche wieder herbeischafft.“

Das war eine Ueberraschung! — Ich war über die Tragweite dieses Angebots noch nicht im klaren, als es klopfte und Harst sehr eilig eintrat. Beim Einblick des Inders nickte er, als wollte er sagen: „Also wirklich!“

Marwatha hatte sich erhoben.

„Ich kann mir denken, was Du hier willst,“ meinte Harst zu ihm, indem er mich gar nicht beachtete. „Du bist Malzahns Hausmeister. Ich war kurz nachher auf dem Polizeipräsidentium, als die Verhaftung meines Sekretärs gemeldet wurde. Du hast Dich dann dort nach meiner Wohnung erkundigt. Du möchtest wissen, wo ich das Armband fand. — Nun — dicht an einem Baum der Mittelpromenade der Hauptstraße, und zwar unweit der Wegkreuzung Roseneck auf der rechten Seite von Dahlem aus. Das Armband war halb in die Erde getreten. Ich sah nur wenig davon. Also ein glücklicher Zufall, nichts weiter.“

Der Inder stand wie eine Bildsäule da. Seine Augen ruhten nun genau so unverwandt auf Harsts Gesicht wie vor-

dem auf dem meinen. Er wiederholte jetzt sein Angebot, Harst möchte die Leiche suchen helfen.

„Schickt Dein Herr Dich“ fragte Harst nach kurzem Ueberlegen.

„Jawohl, Sahib. Ich erhielt heute früh eine Depesche von ihm, daß ich Dich auffuchen sollte. Ich wäre also auch ohne den Fund des Armbandes zu Dir gekommen.“

„Hast Du die Depesche bei Dir?“

Marwatha holte sie aus seinem Rock hervor. Harst nahm sie und trat damit ans Fenster, kehrte uns den Rücken zu und brauchte recht lange, ehe er mit dem Lesen fertig war. Dann setzte er sich wieder, behielt aber die Depesche in der Hand, faltete sie wie unabsichtlich zusammen und sagte:

„Telegraphiere zurück, daß ich leider zur Zeit infolge einer Wette Privataufträge nicht übernehmen könnte und daß ich diesen auch deshalb ablehnen müßte, weil ich ihn für aussichtslos halte.“

Dann ließ er sich mit Marwatha in ein längeres Gespräch über Indien ein. Erst nach einer halben Stunde verabschiedete unser brauner Gast sich. Kaum war er auf der Straße, als Harst die Depesche, die er in den Ärmel geschoben und die der Inder mitzunehmen vergessen hatte, mir mit den Worten reichte:

„Schnell, Schraut, — prüfen Sie sie. Was fällt Ihnen daran auf.“

Ich hatte etwa drei Minuten hierzu Zeit. Da rief Harst: „Marwatha kommt zurück. — Her damit, ich bringe sie ihm entgegen.“ Er ging hinaus. Im Vorgarten sprach er ein paar Worte mit dem Inder, gab ihm das Telegramm und war sogleich wieder bei mir, aber — als ein ganz anderer als vorher.

Seine grauen Augen, die unter den langen Wimpern stets halb verschwanden, waren groß geöffnet. Ich bemerkte darin jenes Feuer, das sie nur hatten, wenn dieser seltene Geist, dieser Mann mit den Gaben eines ganzen Duzends sogenannter erster Detektive, eine Entdeckung von besonderer Wichtigkeit gemacht, wenn sein so exakt arbeitendes Hirn einen Weg gefunden hatte, der zum Ziele zu führen schien.

Er trat bei mir ein, sagte: „Kommen Sie, Schraut. Leisten Sie mir Gesellschaft. Ich muß die Brücke suchen —“

Wir gingen in seine Bibliothek. Er setzte sich an den

Flügel. Er spielte mit halbem Anschlag wie stets, wenn die Töne ihm die Brücke bauen helfen sollten, wenn er, umrauscht von den wundervollen Klängen dieses Instruments, seine Gedanken tastend hinausgeschickte, ob es nicht irgendwo, irgendwie einen Weg gab, Zusammenhänge zwischen Ereignissen herzustellen, die durch Abgründe gänzlich getrennt zu sein schienen.

Das nannte Harald Harst eben: die Brücke suchen.

Ich saß im weichen, tiefen Ledersessel hinter ihm und wartete. Ich wußte, daß er nun bald sprechen würde.

Heute spielte er nicht Wagner wie zumeist. Heute war's etwas, das ich noch nie gehört hatte. Es war eine seltsame, eintönige Melodie. Etwas Trostloses, Müdes, Verzweifeltes sprach aus den Klängen.

Dann wandte er halb den Kopf: „Es ist die Komposition eines Gedichts des indischen Nationaldichters ben Tagore. Das Gedicht heißt: Indiens Schicksal. — Komponiert hat es ebenfalls ein Hindu. — Was halten Sie von der Depesche, Schraut?“

„Ich vermag darüber nichts —“

„Schade!“ unterbrach er mich. „Ich hätte mich gefreut, wenn auch Sie dahinter gekommen wären, daß sie gefälscht ist. Es fehlte die blaue Siegelmarke, mit der alle Depeschen zugeklebt werden. Sie war durch ein Stück blaugestrichenes Papier ersetzt. Außerdem war die Abgangs- und Ankunftszeit falsch ausgefüllt. Es hatte dies einer getan, der nicht im Postdienst genügend bewandert war. — Wer wohl?“

„Marwatha?“ meinte ich zögernd.

Harst erhob sich schnell, rollte einen zweiten Sessel neben den meinen, saßte in die Westentasche und reichte mir ein Stückchen blaugraues, gestrichenes Papier.

„Dies sollte die Siegelmarke ersetzen, Schraut,“ sagte er und kniff die Augen bis auf einen schmalen Spalt zusammen. „Sie glauben, Marwatha ist der Fälscher? — Ausgeschlossen! Dazu ist er denn doch zu fremd in Deutschland, zu wenig vertraut mit Depeschen und so weiter. Ich habe ihn vorhin nicht nur deshalb hier festgehalten, um ihn die Depesche vergessen zu lassen. Nein, ich wollte ihn auch aushorchen. Er steht

seit einem halben Jahr in Malzahn's Dienst, ist vorher aber schon in Indien Aufseher der Dienerschaft eines Deutschen gewesen, wie wir von ihm hörten. — Nein, er war's nicht —“ Eine lange Pause. Dann sehr leise und mit einer gewissen Erregung:

„Es kann nur Malzahn selbst gewesen sein, der gar nicht verreist sein dürfte, sondern hier in Berlin heimlich sich aufhält und — und — Na, Schraut, beenden Sie den Satz —“

Ich dachte angestrengt nach, sogar sehr angestrengt. Ich wollte mich nicht wieder einmal durch vollständiges Versagen meiner an sich schon geringen Fähigkeit, Schlußfolgerungen zu ziehen, blamieren. Dann kam mir die Erleuchtung.

„Malzahn sucht hier in aller Stille die Leichenräuber,“ platzte ich heraus und schaute Harst an, wie der Schüler den Lehrer anschauen wird, wenn es sich um eine wichtige Prüfung handelt.

Harst nickte ganz wenig, langte in die Tasche und holte sein goldenes Zigarettenetui hervor. Das Anzünden einer seiner Mirakulum, dieser köstlichen Zigaretten, die er nur für sich selbst nach eigenen Angaben herstellen ließ, geschah bei ihm stets mit einer gewissen Feierlichkeit. Er blies wie immer tadellose Rauchringe in die Luft, sagte dann leise, und seine Augen waren wieder ganz weit geöffnet: „Ich will Sie nicht länger auf die Examensfolter spannen. Ich weiß ja sehr gut, wie einem dabei zumute ist, als früherer Assessor weiß ich's. — Stellen Sie sich vor: Malzahn setzt für die Wiederherbeischaffung des Toten erst 3000, dann 10 000, jetzt sogar 50 000 Mark Belohnung aus. Und der Tote ist nur ein chinesischer Koch, der erst kurze Zeit bei ihm dient. — Ist das nicht sehr, sehr merkwürdig?! Merkwürdig selbst für einen hundertfachen Millionär?!“ — „Allerdings. Das ist mir auch schon ein wenig eigenartig erschienen,“ erklärte ich der Wahrheit gemäß. — „Nun weiter,“ meinte Harst bedächtig. „Malzahn ist jetzt selbst für seinen intimsten Freund, für Doktor Bruchfeld, nach dem Karst gereist. Wir benutzen die gute Gelegenheit in der vergangenen Nacht zu einer Besichtigung des Fensters, durch das die Diebe ihren Weg genommen haben. Ich stelle fest — geben Sie wohl acht, Schraut! — daß das Gitter des Fensters nicht von außen, sondern von innen durchgefäht worden ist, das heißt, die sogenannten Leichenräuber

waren bereits in dem Totenzimmer, als sie ihre Stahlsäge benutzten.“

„Ah — das gibt ja dem bisherigen Bilde ein ganz anderes Aussehen,“ rief ich, geradezu begeistert über meines Bruders Herrn nie zu betragende Augen. — „Freilich, ein ganz anderes!“ fuhr Harst fort. „Wenn die Offiziellen und die Leute vom Phönix nicht von vornherein den Fehler begangen hätten, an diesen Leichenraub wie an ein Evangelium zu glauben, würden sie dem Gitter wohl mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben. An zwei Schnittflächen konnte man noch deutlich sehen, daß die Säge von innen zunächst zwei Millimeter tiefer angelegt worden war und dann höher gefaßt hatte. Ein Blinder mußte das fühlen. Man braucht gar keine Augen dazu. Hätten Sie sich das Gitter näher betrachtet, hätten Sie's sicherlich auch bemerkt.“ — Ich nickte leicht, — nur ganz schwach, denn dieses Nicken war eine Lüge. Ich hätte sicherlich nichts bemerkt.

„Dann der Turm,“ hatte Harst ohne Pause hinzugefügt. „Eine braune Frauenhand wirft uns durch eine Luftklappe einen Armreif, indische Arbeit, antik, zu. Mein Herr Sekretär läßt sich dieser Armspange wegen einsperren. Und — die Polizei meldet dann den „Fund“ Marwatha als dem Vertreter Malzahn's. — Ich gebe zu: erst ärgerte ich mich über Ihr kleines Intermezzo mit der Polizei. Jetzt bin ich sehr zufrieden damit — sehr sogar, denn das Armband hat Malzahn zu einer Dummheit verführt. — Zunächst der indische Armreif selbst und die braune Hand. Es ist so ziemlich öffentliches Geheimnis, daß Malzahn mehrere blendend schöne Orientalkinnen mit nach Europa gebracht hat und bei sich beherbergt, ebenso auch zwei Neger, — Eunuchen, richtige Haremswächter. — Sie haben doch die eingeritzten Worte gefunden, Schraut, nicht wahr?“ — „Worte? — Nur ein: Ritbil!“ — „Oh — aber das sind doch natürlich zwei! — Die arme Gefangene kann nur ganz wenig Deutsch, und noch weniger ist sie in der lateinischen Schrift — als der gebräuchlicheren — firm. Sie wollte schreiben: Bitt' Hilfe — oder Bitte Hilfe, und daraus wurde infolge Gebrauchs falscher Buchstaben Ritbil! — Jedenfalls war der Armreif also ein Notschrei! — So, nun hätten wir das ganze Tatsachenmaterial bis auf meinen heutigen Morgenbesuch bei dem praktischen Arzt Doktor Rielinger in Halensee beisammen. In den Zeitungsberichten ist er er-

wähnt. Daher war's nicht schwer, mit der Bitte um strengste Verschwiegenheit über meine Fragen von ihm folgendes zu erfahren: Er ist nicht etwa Hausarzt bei Malzahn. Nein, dieser holt jedesmal einen anderen Arzt, falls er für seine zahlreiche Dienerschaft einen Doktor braucht. Er selbst ist wohl nie krank gewesen, dieser Mann aus Muskeln, Sehnen und Gehirnmasse — ohne — Nerven. Liu Sing's Verletzung bestand in zwei Stichen am linken Zeigefinger. Die Stiche waren etwa ein Zentimeter voneinander entfernt. Als Rielinger nachmittags geholt wurde, war bereits der Arm schwarz und zu einem Klumpen angeschwollen. Der Chinese, der nur sehr wenig englisch und kein Wort deutsch kann, lag halb bewusstlos da. Malzahn erklärte dem Arzt, seine Diener hätten ihm diese Vergiftung erst vor einer Stunde gemeldet. Rielinger erkannte sofort, daß Liu Sing nicht mehr zu retten war. Er meint, an der Spicknadelspitze hätte fraglos verweste Fleischreste gefessen, denen dieser rapide Verlauf der Vergiftung zuzuschreiben wäre. — Nun — Rielinger ist jung und kennt keine Giftschlangenstiche. Ich wette, Liu Sings Spicknadel waren die Giftzähne einer ausgewachsenen Kobra — einer indischen Brillenschlange.“ — Er stand auf, setzte sich an den Flügel und begann den Tagores Lied — das Schicksal Indiens — zu spielen. Und zu diesen trostlosen Klängen paßten recht gut die nun folgenden Sätze: „Malzahn hat durch seine Reisen die Gewohnheiten eines orientalischen Despoten angenommen. Sein Koch wird ihm aus irgend einem Grunde unbequem. Da in der Villa in Dahlem außer Jagdleoparden auch noch eine kleine Menagerie gehalten wird, dürfte Malzahn eine Kobra zur Verfügung gestanden haben. Er weiß es so einzurichten, daß sie den Chinesen beißt. Seine Diener, sämtlich Inder, sind ihm treu ergeben, besonders Marwatha. Er wird sie gut bezahlen, und er ist ihres Schweigens gewiß. Nur eine seiner Orientalinnen, die irgendwie die Wahrheit erfahren haben mag, fürchtet er, sperrt sie ganz oben in den Turm ein und läßt sie scharf bewachen. Da — wird die Leiche — angeblich gestohlen. — Bis hierher können wir ganz zwanglos uns ein Bild der Vorgänge konstruieren. Mit dem Leichenraub beginnen die Schwierigkeiten für uns. Wir wissen, daß die Fenstergitter von innen beseitigt sind, um diesen Raub vorzutäuschen. Wie kann man nun das, was wir von Malzahn und der Sache selbst wissen, weiter Glied

an Glied zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen? — Ich habe eine Theorie gefunden, die allem gerecht wird, was uns bekannt ist, lieber Schräut. Hören Sie also. — Wozu der Leichenraub gleich in der Nacht nach Liu Sings Tode? Sehr einfach: Malzahn fürchtet eine Entdeckung des Mordes, ein ans Tageslicht Kommen der Wahrheit durch ein böses Spiel des Zufalls. Er schafft den Toten daher schleunigst beiseite. Nun ist er sicher, wähnt er, nun wird niemand mehr an — eine Kobra denken können. Und um ja jeden Verdacht von sich abzuwenden, er selbst könnte den Leichenraub inszeniert haben, geht er seines Erachtens sehr schlau vor: ein toter Hammel und eine riesige Belohnung sind die Haupttricks dabei. Er tut, als läge ihm an seinem Koch weiß Gott nicht viel. Und schmunzelnd wird er zugesehen haben, wie die Offiziellen und der Phönix sich abmühten. Dann verreist er, nachdem zwei Wochen verstrichen sind. In Wahrheit bleibt er aber in Berlin, da er sich noch immer nicht sicher genug fühlt und aus der Verborgenheit heraus beobachten will, ob nicht doch etwa jemand gegen ihn Argwohn geschöpft hat. Abermals vergehen zwei Wochen. Da wird Marwatha heute gemeldet, daß das Armband von mir gefunden worden sei — von mir, dem Liebhaberdetektiv dessen Erfolge die ganze Presse beschäftigt haben und noch beschäftigen. Sofort setzt Marwatha sich mit seinem Herrn in Verbindung. Sie glauben nicht an diesen harmlosen Fund, sie ahnen, daß ich hinter ihnen her bin. Malzahn ersinnt die Depesche und Marwatha kommt zu uns. 50 000 Mark bietet Malzahn mir. Die Depesche lautete ja:

„Hausmeister Marwatha, Villa Malzahn, Dahlem-Berlin. — Sofort Detektiv Harst bitten, für 50 000 Mark unsere Sache zu übernehmen. Wohnt Blücherstraße, Schmargendorf. — Malzahn.“

Er bietet mir diese Summe, als ob ich einer wäre, der Geld brauchte, der für Geld arbeitet! Das war ein Fehler. Er muß meine Verhältnisse kennen. Aber er wußte nicht, wie er sich an mich heranschlingeln könnte. Daher 50 000 Mark. — Marwatha kommt, und seine Augen blinken zufrieden auf, als ich, absichtlich, erkläre, ich hielte die Geschichte für aussichtslos. Haben Sie diese Veränderung seiner Pupillen bemerkt, Schräut? Natürlich doch! — Er verschwindet.

Trotzdem können wir damit rechnen, daß wir von Stund an scharf überwacht werden. Denn Malzahn wird mir nicht trauen! Wer einen Mord auf dem Gewissen hat und weiß, daß ein Harald Harst ein Armband mit der Inschrift Ritbilf (er wird sie fraglos bemerken und richtig bewerten!) — „gefunden“ hat, der hat seine ruhige Minute mehr, der wird — die arme Inderin schleunigst verschwinden lassen, der der Armreif gehört —“ Er schlug ein paar traurige Mollakkorde an, stand auf, reckte sich und meinte: „Schraut — ist das Leben nicht wirklich lebenswert, wenn man wie wir in der kommenden Nacht, von Gefahren umlauert, abermals in den Park eindringen werden? Gibt es wohl etwas Anregenderes als unsere Tätigkeit? Nein — alles andere dagegen ist Stumpfsinn! Ich spreche im Ernst. — Uebrigens wäre ich auch ohne Marwathas Besuch nochmals dort über die hohe Mauer geklettert. — Ich fürchte nur, wir werden den Turm leer finden. Ich will mir auch nur Gewißheit verschaffen, ob meine Vermutung zutrifft und die Inderin weggebracht ist. Haben wir dies erledigt, suchen wir — Liu Sings Leiche. Ich denke, wir werden sie finden —“

Er ging in der Bibliothek auf und ab, nahm plötzlich aus einem Bücherregal ein dickes Werk über Chemie heraus, schlug es dort auf, wo eine Zeitung zwischen die Seiten gelegt war, reläxte es mir und meinte: Lassen Sie sich von unserem tüchtigen Karl die Chemikalien geben und stellen Sie nach dieser Anweisung der sogenannten Nebelbomben her. Ich vermute, die Leoparden werden in dieser Nacht im Park frei umherstreifen. Und mit dem stinkenden, dicken Qualm dürften wir uns die gefleckten Katzen am leichtesten vom Leibe halten. Abends verlassen wir dann getrennt das Haus, Schraut, — verkleidet, selbstverständlich, und — über die Nachbardächer, Dann brauchen wir keine Verfolger zu fürchten. — Ich werde jetzt spazieren gehen —“ Seine Stimme war leiser, farbloser geworden, und sein Gesicht entspannte sich gleichsam. „Ich habe Zeit genug, einmal wieder Margas Grab zu besuchen,“ fuhr er mit einem halb unterdrückten Seufzer fort. „Es ist so schwer, so unendlich schwer, sie zu vergessen. Meine Brautzeit, die Wochen, wo ich Marga Milden als die Ergänzung meines Ichs mein nennen durfte, war doch der Höhepunkt meines Lebens. Ihr Mörder wird ja demnächst abge-

urteilt. Marga wird dadurch nicht wieder mein. Finden Sie nicht auch, Schräut, daß Zenta Brien ihr etwas ähnlich sieht?"

Ah — also deshalb sein Interesse für dieses Mädchen, deren atDer nun als Flüchtling, gehehrt durch die Meute der staatlichen Sicherheitsorgane, irgendwo umherirrte.

Ich entgegnete der Wahrheit gemäß: „Gewiß, Herr Haarst, — eine geringe Ähnlichkeit ist vorhanden. Ich keine Ihre Braut ja allerdings nur von Bildern her —“

Dann ging er; und ich ging an die Nebelbomben heran, versuchte mich zum ersten Mal als Chemiker. Die hauchdünnen Glasröhren, die Karl mitgebracht hatte, eigneten sich vorzüglich für diesen Zweck. Nachher warf ich zur Probe hinten im Garten eines der Röhren auf die Erde. Es zerbrach sofort, die Chemikalien vermengten sich zischend, entwickelten graublau, dicke Dämpfe, die die Wind langsam forttrug und die dann — zwei von unseren Legehennen das Leben kosteten. Frau Harst sprach deshalb zwei Tage kein Wort mit mir, obwohl Harald mich warm in Schutz nahm.

Nachts zwölf Uhr.

Ein feiner Sprühregen rieselte herab, mehr ein starker Nebel. Die Dunkelheit war so stark, daß Harst mit vorgestreckten Händen sich die Parkwege entlang tasten mußte, während ich mich an seinem Rockschöß festhielt.

Wir hatten uns für die heutige Nachtarbeit zwei Uniformen der Wache und Schließgesellschaft besorgt. — „Wenn wir abgefaßt werden,“ hatte Harst gemeint, „können wir uns in diesem Kostüm leichter herausreden.“

Ich gebe zu: mir schlug das Herz wie ein Hammer gegen die Rippen! Das Gefühl, das ich empfand, wie ich so, von Harst geführt, dahintappte, war — blasse Furcht!

Jeden Augenblick glaubte ich die Krallen und Zähne eines Leoparden im Genick zu spüren. Unsere Nebelbomben waren ja bei der Finsternis und bei der Lautlosigkeit anschließender Raubtiere gänzlich wertlos. Trotzdem hatte ich eines der Röhren in der Rechten; die anderen trug ich in der rechten Außentasche.

Harst blieb plötzlich stehen, und ich trat ihm auf die Hacken, murmelte „Verzeihung“.

Er flüsterte mir zu: „Da rechts das Helle ist die Nachbildung des Tatsch Mahal. Nun werde ich mich schon zurechtfinden. — Sie scheinen ja zu zittern, Schraut! Freilich — die Nacht ist recht kühl —“

Weiter ging's. Nun vor uns eine hohe Wand: die Dornenhecke. Dann wurde der Boden unter unseren Füßen weiß. Wir hatten den kiesbestreuten Platz erreicht. Und dort stand auch wie ein schwarzer Strich auf graubraunem Hintergrund der Turm.

„Warten Sie hier,“ raunte Harst mir zu. Und — weg war er. Die Finsternis verschluckte ihn. Ich hörte nur noch zwei Mal das leise Knirschen der kleinen weißen Steinchen.

Ich war allein. Hinter mir hatte ich die Dornenhecke. Ich schmiegte mich ganz dicht an die glattgeschorenen Zweige, ganz dicht. Meine Augen gewöhnten sich langsam an das Dunkel. Mein Herz hämmerte weiter. Ich besinne mich, daß ich damals an mein schönes, weiches Bett im Harstischen Hause voller Sehnsucht gedacht habe und daß meine Gedanken dann abirrten — weit hin nach Pommern, nach einem Erbbegräbnis, in das Harst und ich nachts in Gesellschaft mehrerer Herren eindrangten. Das war auch eine Gelegenheit, die Nerven auf die Probe zu stellen. Ich habe diese Szene in einem früheren Bändchen geschildert: Das Geheimnis des Szentowo-Sees — wie die Leser sich erinnern werden.

Ich war allein, und mir war recht bänglich ums Herz. Ich nahm eine zweite Nebelbombe in die Linke — für alle Fälle.

Endlos langsam schlichen die Minuten. Ich merkte, daß mein Wunsch, Harst möchte zurückkehren, die Sekunden ver-hundertfachte. Fortwährend drehte ich den Kopf hin und her. Auf dem weißen Kiesboden mußte ich jedes lebende Wesen bemerken, das sich mir näherte.

Und — es gab etwas zu sehen.

Meiner Schätzung nach war Harst mindestens zwei Stunden bereits im oder am Turm. Da — erblickte ich das längliche, niedrige Geschöpf, das von der linken Seite zentimeterweise auf mich vorrückte. Natürlich einer der Leoparden! Das Blut gefror mir in den Adern. Aber — ich sagte mir auch gleichzeitig, daß mein Leben und unsere Sicherheit jetzt

allein von mir und — den Bomben abhing. Vier Schritt war die Bestie noch entfernt, lag nun eng am Boden da, ganz lang gereckt scheinbar. Zwei grünlich-gelbe Funken sprühten dort zuweilen auf: Kaugaugen! Ich hob den Arm, schleuderte das Röhrchen, — nicht mit zu viel Schwung! Der Inhalt durfte ja nicht allzuweit umhergestreut werden.

Ich ließ ein zweites sofort folgen. Ich hörte das Zischen. Wie aus dem Schlund der Erde quollen die Dämpfe auf, immer dichter. Ein leiser Luftzug wehte sie auf den Turm zu. Ich griff in die Brusttasche. Dort steckte das Dolchmesser, das Harst mir aus seiner Waffensammlung herausgesucht hatte. Es war ein langer persischer Dolch, haarscharf und leicht gekrümmt.

Der Qualm reichte bis zu mir hin. Ich wußte niesen, hielt mir schnell die Nase zu, wich nach rechts aus etwa zehn Schritt weit, sehr eilig, — prallte in meiner Hast gegen etwas Weiches, gegen einen — Menschen, hob schon in der ersten Bestürzung den Arm zum Stoß.

„War's nur einer, oder beide, Schraut?“ klang's an mein Ohr. Und dann: „Der Regen hat nachgelassen. Ich denke, wir wagen uns noch bis an das Dienerhaus. Der Turm war eine böse Enttäuschung —“

Mir fiel ein ganzer Berg vom Herzen. Harsts Flüstern war das beste Beruhigungspulver. — „Nur einer,“ erwiderte ich.

Wir kamen ohne Zwischenfall vor die kleine Moschee mit den vier Eckminaretts. Im Obergeschoß waren zwei der kleinen, bunten Fenster erhell.

„Dort wohnt Marawatha,“ flüsterte Harst mir zu. „Ich war heute bei dem Wärter der Schließgesellschaft, der diesen Block unter sich hat. Der Mann kennt den Gärtner Malzahms ganz genau und war verschiedentlich im Park.“ —

„Der eine Flügel steht etwas offen,“ meinte ich.

Harst stand und starrte wie hypnotisiert in die Höhe. Dann: „Ich muß hinauf, Schraut — decken Sie unseren Rückzug. Falls ich leise zische, machen Sie sich allein aus dem Staube. — Geben Sie mir zwei von den Bomben, — vielleicht — man kann nicht wissen —“

Ich wartete nun, in die eine Ecke des Eingangs gedrückt. Harst turnte mit Hilfe der Fenstergitter und der Vorsprünge gewandt nach oben. Hin und wieder streckte ich den Kopf vor

und beobachtete ihn. Es war jetzt fast zu hell für unser Vorhaben geworden. Einzelne Sterne blinkten bereits am Firmament. s

Da — wie das Zischen einer Schlange kam's aus der Höhe herab.

Ich zauderte. Ich sah, daß Harst schnell herabkletterte. Nun stand er vor mir.

„Weshalb gehorchen Sie nicht?!“ Auch das klang wie ein Zischen. „Einer entflieht leichter als zwei, wenn's schlimm kommt. — Also — auf Wiedersehen daheim —“

Ich schlich wortlos davon. Ich war verletzt. Ich ahnte, daß Harst zu meiner Geistesgegenwart kein rechtes Vertrauen hatte. Aber — sollte ich ihn wirklich allein lassen? Was hatte er vor? — Ich blieb. Ich duckte mich hinter einer nahen Marmorgruppe, die zwei kämpfende Eber darstellte, zusammen. Nach einer Weile kam vom trügerischen Nachthimmel ein Sturzregen herab, der mich bis auf die Haut durchnäßte. Von der Moschee war jetzt nichts mehr zu sehen. Dann wagte ich mich näher — ganz nahe heran. Die Fenster waren noch erleuchtet. Von Harst keine Spur.

Ich sah ein, daß mein ferneres Ausharren hier ganz zwecklos war. Vielleicht betätigte Harst sich anderswo.

Glücklich erreichte ich die Parkmauer, glücklich auch die letzte Straßenbahn von Roseneck aus nach Berlin hinein. Als ich pudelnaß im ratternden Wagen saß und nach der Uhr schaute, war es genau eins. Also nur eine Stunde hatte diese angstvolle Ewigkeit dort in Malzahns Zaubergarten gewährt.

Um ½2 betrat ich von hinten unser Haus, schlich durch den Flur, öffnete meine Tür. Da tat sich die gegenüberliegende auf. Blendende Helle umgab mich plötzlich. Und umfließen von dem Licht der fünf Birnen des Kronleuchters seines Arbeitszimmers, machte mein Brotherr mir eine ironisch tiefe Verbeugung:

„Auch schon da, lieber Schraut? — Ja — das kommt davon, wenn man nicht folgsam ist! Sie werden nach drei Tagen den schönsten Schnupfen haben. — Ziehen Sie sich um. Ich werde uns Glühwein brauen, denn auch ich war naß, wie eine Kaze —“

Die Tür schloß sich. In fünf Minuten war ich wieder ich selbst — Max Schraut, glattrasiert, Gläse, echtes Schauspielergesicht. —

Harst saß am Tisch auf dem Ecksofa. Diese Ecke war der behaglichste Winkel seiner vornehm ausgestatteten drei Räume. Den Kronleuchter hatte er ausgeschaltet. Auf dem runden Tisch brannte die Stehlampe mit dem japanischen Seidenschirm, dampfte ein Kupferkessel über einem elektrischen Kocher, standen zwei Gläser, zwei Rotweinflaschen und anderes. In der Luft aber hing der süßliche Duft der Mirakulum und der Geruch verdampfenden Rotweins.

Harst gegenüber nahm der tiefe Klubsessel mich auf. Nun reichte Harst mir die Hand. — „Sie haben es gut gemeint, Schraut — Ihnen ist in Gnaden verziehen. Aber in Zukunft! Sie wissen: wer mit mir zusammenarbeitet, darf nie — selbständig handeln, falls ich's nicht gerade wünsche!“

Er schenkte die Gläser voll, reichte mir die altvenetianische Zuckerbüchse, sagte dabei: „Ich ahnte, daß diese Nacht interessant werden würde. Die Nebelbomben haben sich bewährt. Ich selbst kam freilich nicht in die Verlegenheit, eine Säuleudern zu müssen. Ich hatte mich mehr aufs Angeln gelegt —“

Er trank mir zu, nahm eine neue Mirakulum, hielt mir ebenfalls das silbergetriebene Kästchen hin.

Es geschah selten, daß er mir gerade eine Mirakulum anbot. Er mußte schon sehr guter Laune sein. Die teuersten Importen standen mir jederzeit zur Verfügung. Seine Spezialzigarette war ihm wie — eine Zahnbürste etwa, die man auch nicht von anderen benutzen läßt.

Er hatte von „angeln“ gesprochen. Derartige Redewendungen gebrauchte er nie ohne Absicht. Ich wollte gerade fragen, was er denn geangelt hätte, als er rechts von mir auf eine Zeitung deutete. Darauf lag ein viereckiges, etwa zehn Zentimeter langes und acht Zentimeter breites Stück — ja, was denn eigentlich? — Papier war's nicht, eher helles Leder, das mit allerlei blauen Zeichen bedeckt war.

Ich beugte mich darüber. Scharfer Spiritusgeruch stieg mir in die Nase. Nun erst sah ich, daß das gelbe Leder — ja — es war gelb, schmutzig-gelb — feucht, wie durchweicht war.

„Was bedeutet das?“ meinte ich.

Seine Augen wurden ganz klein. Auf seiner Stirn erschienen über der Nase drei Längsfalten.

„Menschenhaut,“ sagte er leise und mit besonderer Betonung. „Ein Stück Haut aus der Brust eines Chinesen —“

Mir fiel die Zigarette aus der Hand. Ich bückte mich schnell, hob sie auf.

„Ich kann Ihren Schreck verstehen, lieber Schraut,“ meinte Harst und lehnte sich in die Sofaecke zurück. „Ich behaupte: dies Problem des Leichenraubes, das der gute Kamm-ler uns als verdeckte Schlüssel servierte, enthält weit mehr, als selbst meine Phantasie sich ausmalen konnte. Sie hat ja bereits ein Bild entworfen, diese Phantasie, scheinbar auf einem Hintergrund von Tatsachen, — aber — das Bild war Stümperei, taugte nichts.“

Er trank, rauchte ein paar Züge.

„Ganz leicht war es nicht,“ fuhr er fort, „den Turm geräuschlos zu erklettern. Aber — es gelang. Ich pochte oben an die runde Luftscheibe — Sie verstehen, — aus der uns der Frauenarm das Ritbilf zuwarf. Ich brauchte nicht nochmals zu klopfen. Die Scheibe tat sich auf. — So lernte ich Kalkonda, eine der Orientalinnen Malzahn's, kennen. Viel von ihr gesehen habe ich ja nicht. Desto mehr gehört — Dinge, die die Rätsel dieses Leichenraubes ins Unendliche aufstürmen. — Ich will in Kürze wiederholen, was sie mir mittheilte. — Sie ist eine Inderin aus Ratschputana. Dort soll es geradezu klassisch schöne Weiber geben, wie mir bekannt ist. — Malzahn besitzt Kalkonda bereits zwei Jahre. Sie liebt ihn. Und sie glaubt, nur ihr gehöre auch seine Liebe. Er hat ihr kurz vor Liu Sings Ende versprochen, sie zu seiner rechtmäßigen Gattin zu machen. Aber — auch Marawatha stellte ihr, kaum daß er sie gesehen, mit leidenschaftlichen Wünschen, aber mit aller Vorsicht nach. Sie besitzt nun eine zahme Kobra, soweit diese scheußlichen, sich aufblähenden Giftträger überhaupt zahm werden. Sie hielt die Kobra in einem Käfig mit silbernen Stäben und hatte ihre Freude dran, wenn die Schlange nach den Tönen einer Flöte tanzend den Leib hin und her wiegte. Eines Morgens war die Kobra verschwunden. Die Käfigtür stand offen. Ein allgemeines Suchen begann. Malzahn selbst beteiligte sich daran. — Kalkonda bewohnte im ersten Stockwerk des Turmes zwei Zimmer. Die Möglichkeit lag vor, daß die Schlange in den Park entwichen war. Während man hier noch jeden Winkel durchstöberte, kam Marawatha mit der Botschaft herbeigestürzt, Liu Sing sei soeben von der Kobra vor dem Kucheneingang des Bungalow ge-bissen worden. Malzahn stellte jedoch sofort fest, daß die Fol-

gen des Bisses schon zu weit vorangeschritten waren, um es als glaubhaft erscheinen zu lassen, die Kobra hätte den Chinesen soeben erst angegriffen und nach dessen Hand geschnappt. Liu Sing war nämlich bereits unfähig, ein paar zusammenhängende Worte zu sprechen. Auch zeigte der Arm bereits eine sehr starke Schwellung. Malzahn, der die Einmischung der Polizei und eine Bestrafung Kalkondas fürchtete, da doch durch die Unachtsamkeit der Inderin die Schlange hatte entweichen können, wandte alle ihm bekannten Mittel an, den Chinesen zu retten, und zögerte lange, ehe er einen Arzt holen ließ. Als er Liu Sing mit Alkohol abrieb, entdeckte er auf dessen Brust eine seltsame Tätowierung. Dann kam der Arzt. Der Chineser starb, angeblich infolge der rostigen Spicknadel. Auf diesem Ausweg war Malzahn gekommen. Der Arzt stellte den Totenschein aus. Und in der Nacht verschwand die Leiche. Malzahn ist hieran ganz unbeteiligt. Am folgenden Abend wurde Kalkonda plötzlich von den beiden Eunuchen oben in das kleine Turmgemach gesperrt. Malzahn ließ sich nicht mehr bei ihr sehen, und sie weiß noch heute nicht, wodurch sie sich seine Ungnade zugezogen hat. Sie wird sehr streng bewacht. Nur die Luftscheibe kann sie öffnen. Vor den Fenstern sind im übrigen Eisenplatten von innen angebracht worden. Sie ist eine Gefangene und sie fürchtet für ihr Leben. Morgen früh wird die Polizei sie befreien. Es muß sein. Ich kann die Verantwortung nicht auf mich nehmen, sie länger in der Gewalt von Malzahns Kreaturen zu lassen. — So, das wäre alles, Schraut. Und nun frage ich Sie: finden Sie sich aus diesem Irrgarten in die Klarheit zurück?! — Ich nicht! Ich stehe vor einem Berge von Tatsachen, einem Berge, der nicht zu erklimmen ist und den man deshalb nicht voll überschauen kann.“

Er rauchte hastiger. Dann: „Nun werden Sie wissen wollen: wie kam ich in Besitz des Stückes Menschenhaut — der Tätowierung von der Brust Liu Sings! — Das ist eine Geschichte für sich und — für später! Dieses Stück Haut, das jemand in Spiritus aufbewahrt hat, ist vielleicht die einzige Möglichkeit, all unser Material darauf wie auf einer Schnur die Perlen logisch aufreihen zu können. — Bitte, holen Sie mir doch mal aus der Bibliothek das Werk Professor Mautners über „Tätowierungen bei Naturvölkern“.“

Harst klappte das Buch zu.

„Schade,“ meinte er. „Es bringt nichts Neues. — Ich denke, wir gehen zu Bett, Schraut —“ Er gähnte. Aber — es war ein Theatergähnen — nicht echt. „Ich werde mir doch noch überlegen, ob ich die Polizei verständige,“ sagte er, als er mir die Hand gab. „Gute Nacht. Sollte ich morgen nicht zu Hause sein, so beruhigen Sie meine Mutter. Ich möchte einige dringende Besuche erledigen. Sie soll sich nicht sorgen; sie sind ganz harmlos.“

Ich setzte mich in meiner Studierstube noch an den Schreibtisch und dachte über Harsts letzte Sätze nach. Ich kam sehr bald zu der Ueberzeugung, daß er mit mir wieder einmal Versteck spielte. Er wollte die Polizei doch vielleicht nicht verständigen, und — dringende Besuche! — Ob das Werk über Tätowierungen wirklich nichts enthalten hatte, was er für seine Zwecke brauchen konnte?!

Da — ich hörte ein Türschloß einschnappen. Gleich darauf knarrte auch die Haustür. Ich trat ans Fenster, nachdem ich schnell das Licht ausgedreht hatte.

Und ich sah, wie Harst sehr eilig das Haus verließ.

Ich konnte lange nicht einschlafen. Nachher träumte ich von einer Kobra, die zur Riesenschlange anschwoll und im Rachen ein Armband trug, vor der Stirn aber das Stück Menschenhaut. —

Es war elf Uhr vormittags. Ich wollte gerade ausgehen, einen Spaziergang nach Dahlem machen. Harst war noch nicht daheim. Seine Mutter „schmitt“ mich der beiden Hühner wegen, und Karl Malke schoß wieder Späßen. Ich kam mir zu Hause also überflüssig vor.

Ich hatte die Gittertür des Vorgartens eben geöffnet, als ein Auto vorfuhr — ein offenes Taxameterauto. Darin saß ein hagerer, großer Herr, tief gebräuntes Gesicht, zwei Schmißnarben am Kinn, blonden Spitzbart, helle durchdringende Augen.

Er stieg aus, schaute mich prüfend an, faßte an den Hut.

„Mit wem habe ich die Ehre?“

„Schraut,“ stellte ich mich vor.

„Bitte — einen Augenblick —“ Er bezahlte den Chauffeur, wandte sich mir dann wieder zu.

„Arthur Malzahn —,“ nannte er seinen Namen. „Sie sind doch Harsts Privatsekretär und Mitarbeiter, nicht wahr?“

— Ja — es muß so sein. Ihr Schauspielergesicht sagt genug. — Ich komme auf die Anzeige in der Morgenzeitung hin —“

Anzeige?! — Ich hatte keine Ahnung! Aber ich hütete mich, einzugestehen, daß ich nicht alles wußte, was Harst unternahm.

Ich bat ihn, näherzutreten. Wir gingen in Harsts Arbeitszimmer. Dort setzte Malzahn sich ohne weiteres, schlug die Beine übereinander und sagte: „Ich bin wirklich gespannt, was Harst entdeckt haben mag. Hoffentlich erscheint er recht bald. Es ist ja bereits elf.“ Er zog seine mit Brillanten besetzte Uhr und ließ den Deckel springen. „Zehn Minuten nach elf. Und in der Anzeige stand elf Uhr —“

„Allerdings,“ heuchelte ich. „So war es beabsichtigt. — Dürfte ich die Zeitung einmal sehen? — Ich vermute, es ist die, die dort in Ihrer Jackentasche steckt.“

Er gab sie mir, zeigte mir auch die Annonce. Sie war sehr groß, hatte schraffierten Rand und lautete:

Ralkonda! Dolle Verschwiegenheit! Bitte elf Uhr vorm. dort, wohin gestern angeblühe Karst-Depesche durch M. überbracht wurde. H. H.

„Sehr geschickt abgefaßt,“ meinte Malzahn. „Ich wußte sofort, wer gemeint war. Und aus dem „Dolle Verschwiegenheit!“ entnahm ich, daß Harst sich doch mit meiner Angelegenheit beschäftigt hat und der Wahrheit so ziemlich auf die Spur gekommen ist — wenigstens was die Todesursache angeht.“

Ich nickte. Ja wir wissen Bescheid: die Kobra!“

„Leider ist das das Nebenjächliche,“ erklärte der Millionär plötzlich sehr düsteren Tones. „Mir ist es lediglich wichtig, festgestellt zu sehen, ob die — die Jnderin tatsächlich mit Ueberlegung den Chinesen in doppelter Weise vergiftet hat —“

Er hob den Kopf. Wir hörten im Flur Stimmen.

Es waren Harst und Kammler, der Beauftragte der Wettgegner.

Ich machte Malzahn mit den beiden bekannt. Harst reichte ihm freundschaftlich die Rechte, sagte: „Sie sind schmählich hintergangen worden. Der Kerl sitzt bereits hinter Schloß und Riegel.“

Malzahn war sprachlos. — „Wer — welcher Kerl?“ fragte er völlig ahnungslos, — genau so ahnungslos wie ich.

„Wir wollen die Dinge der Reihe nach erörtern,“ erklärte Harst liebenswürdig, aber bestimmt. „Nehmen wir Platz hier,“ — er holte aus seinem Schreibtisch die Tätowierung hervor — „haben wir den Angelpunkt des ganzen Geheimnisses, eines sehr wertvollen Geheimnisses vielleicht.“

Er legte das Hautstück wieder auf das Brettchen zurück und begann:

„Wenn ich in der vergangenen Nacht nicht ein Spezialwerk über Tätowierungen eingesehen hätte und dabei durch ein paar Sätze nicht auf fremdländische Geheimbünde aufmerksam geworden wäre, würde ich kaum so schnell die Rätsel dieses Leichenraubes gelöst haben.“

„Derzeitung,“ fiel ihm der Forschungsreisende hier ins Wort. „Das da ist doch ein Stück aus —“

„Ganz recht, ganz recht,“ erklärte Harst schnell. „Wir wollen jedoch Kammfer nicht des Genusses berauben, eine Weile noch in Ungewissheit zu schweben, um was es sich hier eigentlich handelt. Auch die Ungewissheit hat unter Umständen ihre großen Reize. — Zunächst ein paar Fragen, Herr Malzahn. Kammfer wird ja mit den bisher bekannt gewordenen Einzelheiten dieses Falles genügend vertraut sein, um uns eine längere Einleitung ersparen zu können. Also: weshalb verrieten Sie sichtbar? — Vielleicht, um leichter über eine schwere Enttäuschung hinwegzukommen? Sie wollten vor dieser Enttäuschung flüchten, aber ein sehr starkes Gefühl neben dem Hunger eine der die Menschheit treibenden Hauptkräfte, bannte Sie dann doch an Berlin, nur Ihrem Hause blieben Sie fern. — Ist es so? — Sie nicken, Herr Malzahn, Sie schauen mich überrascht an. Oh, ich habe auch dies mir lediglich auf Grund einiger Übung im Kombinieren als das wahrscheinlich zurechtgelegt. Nebenbei haben Sie dann aber auch insgeheim versucht, diesen Diebstahl eines Toten aufzuklären. — Nun — weitere Fragen kann ich mir jetzt schenken. Das Problem Liu Sing ist in den Hauptpunkten restlos erledigt. Unwichtige Nebenumstände, wie zum Beispiel der, ob die Kobra noch lebt, bedeuten nichts gegenüber dem Gesamtbilde dieses außerordentlich vielseitigen Verbrechens. — Ich gebe zu, daß ich zunächst auf ganz falscher Fährte war. Ich hielt Sie für den Urheber dieses Mordplanes. Der Chinese ist

nämlich ermordet worden, lieber Kammler, — mit Hilfe einer indischen Brillenschlange und nebenbei noch durch ein anderes, die Muskulatur des Schlundes schnell lähmendes Gift, wahrscheinlich durch das sogenannte Kamahil, einen Absud der Wurzeln des gleichnamigen Strauches. — Bereits im Klub kurz nach Bekanntgabe dieser neuen Aufgabe an mich nahm ich die Arbeit auf. Von Doktor Bruchfeld, Ihrem Intimus, Herr Malzahn, erfuhr ich viel Wissenswertes. Auch die Zeitungen waren ja sehr gut informiert gewesen. Bevor ich noch Ihren Park am Morgen nach jenem Klubabend betrat, hegte ich bereits starke Zweifel, ob hier wirklich gewerbsmäßige Leichen diebe in Frage kämen, denn die Gefahr und die Unkosten waren für die Beute zu groß. Das durchsägte Fenstergitter verriet mir dann, daß es von innen aus dem Zimmer durchgeschnitten worden war. Auf dem Rückwege nach der Parkmauer warf uns dann eine Frauenhand aus einem der obersten Gemächer des Turmes ein Armband mit dem eingritzten Worte Kitbilz zu. Ich entzifferte dieses als Bitt Hilf — also Bitte Hilfe. Die Polizei ließen wir bei dem Glauben, ich hätte den Armreif gefunden. Sehr bald erschien Marwatha hier bei uns mit einer Depesche, die ich als Fälschung durchschaute. Sie besagte, daß Marwatha mir 50 000 Mark für die Uebernahme des Falles bieten sollte. Auf Grund der soeben angeführten Tatsachen entwarf ich nun folgenden Zusammenhang der Vorgänge.“

Er wiederholte genau dasselbe, was er mir gegenüber an Beweisen für Malzahns Schuld und Marwathas Mitwisserschaft angeführt hatte.

„Ich mußte also ganz bestimmt damit rechnen,“ fuhr er darauf fort, „daß der Park fortan sehr scharf bewacht und daß man die Frau aus dem Turm fortschaffen würde. Wir — immer mein treuer Mitarbeiter Särraut und ich — fanden nun allerdings einen der Jagdleoparden als Wächter vor, aber — und das gab meiner bisherigen Theorie einen schweren Stoß! — ich fand auch Ralkonda, die Inderin, noch in ihrem Kerker. Sie erzählte mir durch die kleine Luftscheibe folgendes.“

Was Harst jetzt vortrug ist bekannt.

„Ich zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Angaben,“ setzte er seine Erörterungen fort. „Ralkonda hatte allen Grund, mir gegenüber offen zu sein. Von mir erwartete sie

ja ihre Befreiung. Hatte schon die Tatsache, daß man die Inderin nicht weggebracht hatte, meine erste Annahme schwer erschüttert, nämlich die, Sie seien der Mörder Liu Sings, Herr Malzahn, — denn aus Furcht vor meiner Einmischung hätte wohl jeder zunächst die Frau verschwinden lassen! —, so sah ich nunmehr bis zu völliger Gewißheit ein, bisher unrichtige Schlussfolgerungen angestellt zu haben. Eins nun war mir in dem Bericht der Inderin über jene Ereignisse sofort aufgefallen: daß Marwatha sie heimlich mit seiner Liebe verfolgt hatte! — Ich wußte nun, wo er wohnte. Ich kletterte in der vergangenen Nacht zu seinen erleuchteten Fenstern empor. Er saß rechts von dem einen etwas offen stehenden an einem Tisch und war eingeschlafen. Vor ihm lag die Tätowierung. Ich schickte Schraut heim, da ich ihn nicht mehr als Schutz nötig hatte, schnitt mir einen langen Ast aus dem Buschwerk, stach die Klinge meines Messers an einem Ende hindurch und angelte mit diesem primitiven Haken die Tätowierung vom Tisch, denn in das Zimmer hinein konnte ich der Gitter wegen nicht. Hier habe ich dann das nach Spiritus duftende Hautstück näher geprüft. Es war fraglos Haut von der Brust eines Chinesen, und die Schriftzeichen darauf waren chinesische Buchstaben. Das Werk Professor Mautners enthielt nun an einer Stelle folgende Sätze: „Der Engländer Dewis behauptet, der Geheimbund der sogenannten Hongkong-Brüder hätte früher die wertvollste Beute seiner Piratentätigkeit stets an verschiedenen Stellen verborgen und genaue Angaben über diese Plätze dann stets dreien des Bundes in einer Chiffreschrift auf den Körper tätowiert. Ich bezweifle dies, denn der Grund dieser Tätowierung ist nicht genügend ersichtlich. Immerhin mag Dewis Tätowierungen bei Chinesen gefunden haben, die seine Annahme zu rechtfertigen schienen. Sie werden aber fraglos eine andere Bedeutung gehabt haben.“ — Als ich dies gelesen hatte, fiel urplötzlich der dünne Vorhang, der mir die wirklichen Zusammenhänge bisher noch verschleiert hatte. Ich eilte sofort nach den Redaktionen unserer verbreitetsten Tageszeitungen und kam gerade noch zurecht, um die Anzeige für Sie, Herr Malzahn, in die Morgennummer einfügen zu lassen. Mir tat man den Gefallen, andere Annoncen zurückzustellen. Ich frühstückte dann im Wartesaal des Potsdamer Bahnhofs und war um sieben Uhr bei Bruchfeld, dem Privatdozenten am Orien-

talischen Seminar. Er brauchte zwei Stunden zur Entzifferung der Schrift des Hautstückes. Marwatha hat dasselbe vier Wochen lang umsonst versucht.“ — Er entnahm seiner Briefftasche einen Zettel und las folgendes vor:

„Hundert Schritt nördlich der Pagode von Dawi-Lung unter dem gespaltenen Pflaumenbaum vier Kisten mit Goldbarren aus dem Dampfer Silvana. Von niemandem des Bundes zu berühren, da für den Fall der Not, wenn Brüder durch Bestechung der Beamten zu befreien sind. — Min-Fa, Ping-Lu, Liu Sing.“ — „So meine Herren, dies war das Geheimnis des chinesischen Kochs, des früheren Piraten, das ihm das Leben gekostet hat. — Ich holte mir nun meine beiden guten Bekannten, Kommissar Beyer und Wachtmeister Schilling, vom Polizeipräsidium, verpflichtete sie zum Schweigen über alles, was die Inderin betraf, fuhr mit ihnen nach Dahlem und nahm mir Marwatha vor, der noch über das Verschwinden des Hautstückes völlig verstört war. Ich sagte ihm folgendes: „Du hast gewußt, daß Liu Sing einst zu den Hongkong-Brüdern gehörte, Du wußtest auch, was es mit der Tätowierung auf seiner Brust auf sich hatte. Du wolltest den Schatz Dir aneignen, brauchtest dazu aber das Hautstück, um in Ruhe an die Entzifferung der Geheimschrift herangehen zu können. Du selbst hast die Kobra aus dem Käfig genommen. Du als Inder verstandest, mit Giftschlangen umzugehen, und Du hast dann Liu Sing beißen lassen, nachdem Du ihm ein halb betäubendes Gift eingegeben. Gleichzeitig aber wolltest Du auch Ralkonda, die Dich nicht beachtete, verderben. Du hast Deinem Sahib vorgelogen, die Inderin hätte mit Liu Sing sich eingelassen und dann aus Furcht, von ihm verraten zu werden, die Kobra in die Nähe der Küche gebracht, um den Chinesen zu beseitigen. Dein eifersüchtiger Sahib glaubte Dir blindlings und ließ Ralkonda gefangensetzen. In der Nacht stahlst Du selbst die Leiche, entfernstest das Hautstück und verbargst den Toten, da Dir vor einer Entdeckung dieser Leichenschändung bangte, irgendwo — vermutlich im Park. Dein Sahib, traurig über der Inderin Treulosigkeit, verließ sein Heim, blieb aber in Berlin. Als das Armband gefunden wurde, teiltest Du ihm dies sofort mit. So wurde er an mich als den Liebhaberdetektiv erinnert. Er wollte nun durch mich den Todesfall Liu Sings in der Hoffnung näher untersuchen

lassen, daß vielleicht doch Kalkonda weniger schuldig war als es schien, als Du ihm eingeredet hattest. Er liebt sie, er hat ihr die Ehe versprochen, und aus Liebe zu ihr setzte er die hohen Belohnungen aus. Er fälschte die Depesche, mit der Du zu uns kamst. Als ich erklärte, ich hielt den Fall für aussichtslos, warst Du sehr zufrieden damit. Deine Augen verrieten Dich. — So hat sich alles zugetragen. Hier ist die Tätowierung!“ Als ich ihm diese zeigte, gab er alles zu. — Meine Aufgabe ist damit erledigt.“

Malzahn stand auf und reichte Harst die Hand.

„Schade, daß Sie selbst so reich sind,“ sagte er bewegt. „Sie könnten Millionen fordern für das Glück dieser Stunde. Ich liebe Kalkonda, und ich bin jetzt erst wieder ein glücklicher Mensch, wo ich weiß, daß Marwatha ein Schurke ist, daß er mich belogen und meine Eifersucht ausgenutzt hat. Ich danke Ihnen von Herzen.“

Dieses Problem ist hiermit beendet. Ich will nur noch hinzufügen, daß Malzahn mir runde 100 000 Mark spendete, daß ich jetzt Kapitalist bin, daß Liu Sings Leiche auf dem Grunde des kleinen Marmorsees lag, daß Malzahns eheliches Weib eine Jüdin von berückender Schönheit ist und — daß der Schatz von anderen längst gehoben war. —

Am Abend desselben Tages, an dem Harst in so genialer Weise Marwatha entlarvte, erhielt er von Kammler einen Brief zugeschickt, der unsere nächste Aufgabe enthielt.

Sie lautete: Was treibt die geheimnisvolle Jacht an den Küsten Rügens?

„Ah — zur Abwechslung mal ein Seestück,“ sagte Harst. „Mir sehr angenehm. Ich liebe das Meer. Morgen früh fahren wir nach Sagnik, lieber Schraut.“

